the university of connecticut libraries

hbl, stx
DC 133.3.T68
Liebschaften des Cardinal von Bern
3 9153 00449151 2

DC/133/.3/T68

Liebschaften
des
Cardinal von Bernis
und der
Frau von Pompadour.

Eine

Schilderung der Sitten zur Zeit und am Hofe

Ludwigs XV.

Von

Touchard-Lafosse

(Verf. der „Chronik des Oeil de Boeuf" u. a. m.)

und

Dutouquet.

Leipzig 1837.

Literarisches Museum.

1.

Der Reisende.

Im Monat October 1739 gegen sechs Uhr Abends verfolgte ein junger wohlgewachsener Mann mit einem lachenden, anmuthigen, geistreichen Gesichte, einen schmalen Fußpfad am Saume eines Waldes in der Nähe von Moulins. Er kam an diesem Tage von Rouane, und sein schwerfälliger Schritt verrieth, daß er sehr ermüdet sei, und, um schneller zu dem Nachtlager zu gelangen, sich einem jener Pfade anvertraut hatte, welche den Weg der Fußwanderer nur abkürzen, indem sie sie der Gefahr aussetzen, sich zu verirren. Die Luft begann frisch zu werden, der Aequinoctialwind pfiff durch die Aeste der Bäume, und beraubte sie fortwährend ihres ver-

um rascher zu dem Zauberkreise zu gelangen, den er seinen Hoffnungen gesteckt hatte. Wenn aber seine beschleunigten Schritte ihn dem zukünftigen Eden wirklich näherten, so entfernten sie ihn jedenfalls von Moulins, das er noch diesen Abend zu erreichen gehofft hatte. Unachtsam verließ er den größern Fußpfad, und verfolgte einen kleinern, der ihn bald von der rechten Richtung abbrachte, und als die Nacht anbrach, erkannte er zu spät, daß er sich verirrt hatte.

Doch das Geschick läßt sich nicht irre führen; es führt im Gegentheile die Sterblichen zu den Resultaten verborgener Ursachen, die man die Wirkungen des Zufalls nennt. Als unser Reisender die Straße verlassen hatte, auf die sein Wille ihn führte, folgte er der, auf welche sein Glücksstern ihn leitete. Bald bemerkte er in einiger Entfernung vor sich einen weißlichen Streifen, und das Gemurmel eines schnell dahin rauschenden Flusses traf sein Ohr: der Fußpfad endete plötzlich am Ufer der Loire. Jetzt erst bemerkte der arme Mensch seine Zerstreuung, und begann deren Folgen zu fürchten, obgleich sie nichts Schlimmeres herbeiführen konnten, als die Gefahr, unter einem ländlichen Dache zu

schlafen, nachdem er einen Speckeierkuchen, das Geschick aller verirrten Reisenden, zu sich genommen.

Das Schicksal zeigte sich weniger strenge gegen den Unbekannten, den wir begleiten. Kaum hatte er hundert Schritte am Ufer des Flusses hin gethan, als er ein großes Schloß erblickte, dessen halb feudalistische, halb moderne Architectur eben durch die Strahlen des Mondes beleuchtet wurde. Elegante Fenster, in die dicken Mauern des 14. oder 15. Jahrhunderts eingebrochen, und leichte Verzierungen, stachen merkwürdig gegen die imposante Masse der eckigen Thürme ab, deren spitze, in kreischende Windfahnen auslaufende Dächer, noch mit einer Brüstung umgeben waren.

Das Schloß war nur auf dem einen Flügel, im Erdgeschosse, erleuchtet; der Abbé schloß daraus, daß es nicht sehr besucht sei; daß die Gastfreundschaft, die man dort übte, sich freundlich zeigen könnte, weil man offenbar einer Zerstreuung bedurfte, besonders in einer Zeit, wo das Wetter bereits die Vergnügungen des Landlebens zu hindern begann. Unser Abbé war nicht schüchtern; schon längst sagte er zu sich selbst, um sich über die gemeine Menge

zu erheben, müsse man es verstehen, etwas zu wagen; diesem Grundsatze getreu, zog er die Klingel an der Hausthür, über der ein vergoldetes Wappenschild sich erhob, und zwar mit so geringer Bescheidenheit, daß sie lange nachtönte, und drei bis vier Cerberusse aufhetzte, deren Gebell die Stille des Abends störte. Der Abbé erschrack über den Lärmen, denn er fürchtete, er möchte seinem Wageprincipe zu sehr Gehör gegeben haben, und sein abgeschabter Eternellerock möchte dieser fast aristokratischen Kühnheit schlecht entsprechen.

Man eilte jedoch auf den Ruf der tönenden Glocke herbei, und der Reisende bemerkte durch die Stäbe des Gitterthores einen Lakai in einer überreich betreßten Livree. Vielleicht kam er gleich dadurch auf den Gedanken, daß der Herr des Schlosses die Zeichen des Adels um so prahlender auskrame, je zweifelhafter oder neuer sein Adel sei. Die Bestätigung dieser Vermuthung blieb nicht lange aus.

„Was verlangen Sie, mein Herr?“ fragte der Bediente ziemlich barsch, ohne Anstalten zum Oeffnen zu treffen.

„Lieber Freund,“ erwiderte der Reisende, „sa-

gen Sie mir, wem dieses Schloß gehört, und Ihre Antwort wird mir dann zur Richtschnur dienen."

„Sie klingelten, und zwar etwas stark, bei dem Herrn Lenormand von Tournehem, Generalpächter."

„Nun gut, mein Lieber," entgegnete der Fremde mit etwas Unverschämtheit, da er sah, daß er es nur mit dem Bedienten eines Finanzmannes zu thun hatte, „so melden Sie Ihrem Herrn, daß der Abbé von Bernis, der sich in der Gegend verirrte, ihn für diese Nacht um Gastfreundschaft bittet.

„Der Abbé von Bernis?" wiederholte der Lakei.

„Der Abbé von Bernis," sagte der Pilger zum zweiten Male, indem er die Partikel besonders betonte."

„Treten Sie ein, Herr Abbé; ich werde Sie melden."

Bernis folgte seinem Führer bis in ein großes Vorzimmer, in welchem drei andere Lakaien, mit dem Muschenspiele beschäftigt, neben einem großen Kamin saßen.

Das Bedientenpack jener Zeit war nicht sehr wohlwollend gegen Leute, die nicht die Zeichen der

Wohlhabenheit an sich trugen; die Spieler ließen daher den Abbé stehen, und richteten sogar einige spöttische Blicke auf ihn, während ihr Kammerad in den Salon trat, ihn zu melden. Doch diese zweifelhafte Lage währte nicht lange. Das von hatte seine Wirkung auf den Herrn des Schlosses gethan; er kam dem Herrn von Bernis freundlich entgegen, nahm ihn bei der Hand, und sagte:

„Sein Sie willkommen, Herr Abbé; ich danke Ihnen für den Vorzug, den Sie mir gewährt haben."

„Mein Herr," erwiderte der junge Geistliche, wie ein Mensch, der schon seine Leute kannte, „ich glaubte, daß Sie eine Kühnheit verzeihen würden, die durch Ihren Ruf edler Gastfreundschaft wo nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt wird."

Nie hatte der Schmeichler von einem Generalpächter Lenormand reden hören; sein Name berührte heute zum ersten Male sein Ohr.

„Allzugütig," entgegnete der Finanzmann, indem er seinen Gast in den Salon führte. „Meine Damen," sagte er, indem er eintrat, „ich stelle Ihnen den Abbé von Bernis vor."

Diese Worte richtete er an zwei Frauenzimmer, die neben einem großen Kamine, in dem ein mächtiges Feuer brannte, mit Stickereien beschäftigt waren. Eines derselben, welches zum vierzigsten Jahre gelangt war, bewahrte noch einige Spuren ehemaliger Reize und Anmuth; das andere, kaum siebzehn Jahre alt, drohte das Vorrecht regelmäßiger Schönheit durch pikante, ausdrucksvolle, geistreiche Züge zu vernichten. Es war nur das hübscheste junge Mädchen, welches Bernis bisher gesehen hatte, aber es mußte seiner Meinung nach über die classische Schönheit den Sieg davon tragen.

„Wir danken dem Zufalle," sagte die älteste der Damen, „daß er Sie an dem Ufer der Loire irre führte: Ihr Mißgeschick wird für uns zum Glücke."

„An diesem Empfange erkennt man die feinen Gewohnheiten des Hofes," entgegnete Bernis. „Wahrlich, es setzt mich in Verwirrung, Ihre Güte so wenig zu verdienen, und Sie sehen mich sogar beschämt, in einem solchen Aufzuge vor Ihnen zu erscheinen. Ich komme aus dem Seminar von Lyon; Sie kennen gewiß, meine Damen, das einförmige Leben, welches man in solchen Häusern

führt, wo man gewissermaßen einem Gefangenen gleicht. Ein armer Seminarist kennt von der schönen Natur nur das, was die hohen Mauern seines Gartens umschließen, und er sehnt sich nach Luft, nach frischem Grün, nach einer freien Aussicht, wenn man das theologische Gefängniß verläßt. Ein Onkel von mir, Graf, und Canonicus zu Lyon, wollte mir seine Equipage geben, um mich nach Paris zu fahren, aber ich dankte ihm schnell, denn für mich lag ein unendlicher Reiz darin, die hundert und zwanzig Stunden bis Paris auf einer freien, ungebundenen Fußreise zurückzulegen. Ich gab meine Bagage zur Fracht, und nur mit meiner Zeichenmappe versehen, machte ich mich auf den Weg, wie Plinius der Naturalist. — Verzeihen Sie mir den stolzen Vergleich, aber er bezieht sich nur auf die Fußreise."

„Allerliebst, allerliebst!" rief Herr von Tournehem, und klatschte leise in die Hände, als wäre er im Theater.

„Ich weiß nicht, ob es unbescheiden ist," bemerkte mit etwas spöttischem Tone die Vierzigjährige, „allein ich glaube zu bemerken, daß der Herr

Abbé nicht immer nur die Kirchenväter gelesen hat."

Das junge Mädchen begnügte sich, diese Bemerkung durch ein Lächeln zu bestätigen.

„Ich gestehe, Madame, daß ich zuweilen einige Ausflüge in die Welt gemacht habe, welche unsre griesgrämigen Professoren die profane nennen. Es schien mir, als müsse in unserer Zeit ein Priester sich nicht zu der Strenge einer Thebaide verdammen. Der geistliche Stand ist meiner Meinung nach nicht mehr ein isolirter Verein, sondern eine Section der menschlichen Gesellschaft, und muß folglich an den Pflichten derselben Theil nehmen, sie durch sein Wissen aufklären, und sich daher mit ihren Gebräuchen bekannt machen."

„Weshalb nicht auch mit ihren Freuden?" sagte lächelnd die Schloßdame.

„Ei, ei, Madame!" rief der Generalpächter halb ernst, halb scherzend:

„Wahrlich, was Sie sagen —"

„Denken Sie wohl, Herr Abbé?" fiel Herr Lenormand ein.

„Das nicht gerade," entgegnete Bernis; „aber ich glaube in der That, daß der Cardinal von Fleury

jetzt nicht Premierminister wäre, hätte er bei seiner Erfahrung diesen Punkt immer ausgenommen."

„Es scheint mir, Herr von Bernis," sagte der Generalpächter mit lautem Gelächter, „als lerne man in Ihrem Seminar sehr viel."

„Und wenn der Herr Abbé aufrichtig sein will," fügte die ältere Dame hinzu, „so wird er uns gestehen, daß unter seiner Bagage sich auch der Ovid und Tibull befinden."

„In einer allerliebsten Duodezausgabe," erwiderte der Reisende. „Ein Buchhändler in Lyon vertauschte sie mir vergangenes Jahr gegen eine bändereiche Kirchengeschichte, die in meiner Bibliothek sehr viel Platz einnahm."

„Und in Ihrem Gedächtnisse sehr wenig, darauf möchte ich wetten," sagte die boshafte Schloßdame.

„Ei, ei, Madame, Sie zerreißen die Karten," rief der Generalpächter.

„Legen Sie sich keinen Zwang auf," sagte heiter der Abbé, „denn ich will nicht den Rigoristen spielen. Ganz nach Gefallen, Madame: ich liebe den Epigrammenkrieg, besonders, wenn Geist und Anmuth das Feuer desselben richten."

„Der Herr Abbé sind ein zu großmüthiger Gegner," spöttelte die schöne Tadlerin.

Bisher hatte das hübsche Mädchen nur noch durch ein Lächeln an der Unterhaltung Theil genommen, und entweder die boshaften Angriffe der älteren Dame, die sie ihre Mutter nannte, bestätigt, oder einen merklichen Zweifel an den geistlichen Tugenden des jungen Fremden verrathen. Der Abbé wünschte, ein so reizendes Geschöpf Theil an der Unterhaltung nehmen zu sehen, und lenkte daher das Gespräch nach seiner Absicht.

„Ich gestehe sogar in meiner unbegrenzten Offenherzigkeit," sagte er deshalb entschlossen, „daß es mir schien, als dürfe selbst die Musik der Erziehung eines Abbé's nicht fremd sein."

„Eines Hofabbé's wahrlich nicht," fiel die ältere Dame ein.

„Von einem solchen spreche ich," erwiderte der lustige Seminarist. „Ein Hofabbé kann in alle Verhältnisse der Welt eintreten, wenn er gehörig unterrichtet ist. Versteht er seine Bestimmung, so muß er sich darauf vorbereiten, eben so gut Bischof, als Gesandter, Hofcaplan, als Privatsecretär einer großen Prinzeß werden zu können. Unsere Herren

mit dem kleinen Kragen studiren jetzt sogar die Strategie und Befestigungskunst, seitdem der Abbé Eugen von Savoyen, der nicht die kleinste Pfründe erlangen konnte, der erste Kriegsheld Europas geworden ist. Das heißt, dem canonischen Rechte die größte Ausdehnung geben."

„Allerliebst, ganz allerliebst," rief der Generalpächter, indem er auf die schon beschriebene lächerliche Weise leise applaudirte, während sein wohlgerundeter Bauch durch den Einfluß eines bewundernden Lachens auf und nieder wackelte.

„Wie ich sehe," fuhr die ältere Dame fort, „ist der Herr Abbé von Bernis auch musikalisch."

„Genug, um für solche Ohren, die nicht fürchten, zerrissen zu werden, einige Griffe auf dem Clavier zu machen."

„Und dies Talent haben Sie im Seminar geübt?" fragte die Schloßdame etwas verwundert.

„Ja, Madame. Man muß sich mit dem Himmel zu verständigen und gegen seine Diener einige Winkelzüge zu machen wissen. — Ich habe mich zum Organisten der Anstalt aufgeworfen, und unter dem Vorwande, mit der erforderlichen Geschicklichkeit das **Veni creator** und **O salutaris** spielen

zu können, studirte ich die Musik zu dem Castor und Pollux. Man glaubte mich mit den heiligen Harmonien des Pergolese beschäftigt, aber es war der Rameau, den ich spielte. — Aber apropos von Musik; — ich sehe hier ein Clavier. Wahrscheinlich ist es das des Fräuleins?"

„Ach ja wohl, Herr Abbé," erwiderte das junge Mädchen, welches sehr erfreut schien, endlich an der Unterhaltung Theil nehmen zu können. „Aber Herr Lenormond ist ein Antiramist, und fesselt mich gewaltsam an Lulli."

„Antiramist, kleine Schelmin, das ist leicht gesagt," erwiderte der angeschuldigte Schloßherr; „aber ist es denn mein Fehler, wenn ich in den Opern Ihres Lieblingscomponisten gähnen muß, und bin ich denn etwa allein dieser Meinung? Da," fuhr der Finanzmann fort, indem er seine Brille aufsetzte, „da ist meine Autorität: nichts Geringeres, als der Merkur."

Herr Lenormond nahm das Orakel jener Zeit von der Ecke des Kamines, und las:

„Ich sage gegen die neuere Musik nichts weiter, als: Wenn das Schwere schön ist, so ist Rameau ein großer Mann. Sollte aber zufälliger-

„weise das Schöne nur die einfache Natur, und die „Kunst das treue Bild derselben sein, so ist Ra„meau ein armer Mensch.“

„Das ist das Urtheil eines Journalisten,“ entgegnete Bernis lebhaft; „ein Ausspruch, den diese Herren thun, um ihr Blatt durch einen glänzenden Gedanken zu heben; einer jener Lanzenstiche, in das Blaue gethan, und in den Augen der Vernunft noch nicht einmal mit Nadelstichen zu vergleichen.“

„Bravo, Herr Abbé!“ rief das junge Mädchen, indem es von seinem Stuhle aufsprang.

„Sie sind wohl recht froh, Antoinette?“ rief der Finanzmann, und verrieth durch sein Lachen mehr Munterkeit, als Unwillen. „Sie haben einen tapfern Kämpfer für Ihren Rameau gefunden.“

„So schlecht ich auch spiele,“ fuhr Bernis fort, indem er aufstand, „will ich doch versuchen, Sie mit diesem Componisten auszusöhnen, Herr Generalpächter.“

Nach diesen Worten setzte sich der Abbé an das Clavier. „Ei,“ rief er erfreut, „da ist ja gerade die Partitur von Castor und Pollux: ein siegreiches Argument gegen die Feinde des Meisters.“

Der Abbé präludirte hierauf mit einer Gewandt-

heit und einer Kühnheit, welche seine Zuhörer entzückte; dann sang er die schöne Arie und das darauf folgende Recitativ:

Ich will sie nur sehen, nur anbeten,
Und gebe dann Dir das Leben, den Thron, die Altäre zurück.

Bernis hatte eine angenehme Stimme; diese erhöhte noch den Reiz der zarten Verse Gentil-Bernard's und der süßen Melodien Rameau's. Damals kannte man weder Hugo, noch Rossini, und glaubte bei der Kindheit der Kunst und der dramatischen Harmonie, daß die Musik der Lage des Singenden genau angepaßt sein müßte. Die gute alte Zeit hatte freilich ihre Vorurtheile; doch diese sind vorbei, und mögen ruhen; genießen wir der gegenwärtigen, die in Bezug auf Musik, Moral, Politik und Literatur sehr weite Aermel hat.

Indem der schöne Abbé das Ritornell, welches er spielte, beendete, wendete er sich zu derjenigen seiner Zuhörer, welche Lenormand Antoinette genannt hatte. Ein sehr sichtliches Beben bewegte ihren Kragen, und lebhafte Röthe färbte ihre Wangen. War es die Wirkung der Musik, war es der seraphische Ausdruck, den die Harmonien dem Ge-

sichte des Musikers verliehen? Ich weiß es nicht; doch so viel ist gewiß, daß Antoinette sehr ergriffen schien.

So weit waren die Sachen gediehen, als ein großer Lakai (bei dem Kleinadel war Alles groß), auf der Schwelle der Thür die gewichtigen, von Bernis sehnlich erwarteten Worte hören ließ: „Es ist angerichtet.“

Zum Glück für den Ruhm Rameau's hatte der Abbé eben dessen Lob beendet; sonst würde wahrscheinlich der Fluß seiner Rede gestockt haben, denn in diesem Augenblicke war der Appetit sein dringendstes, gebieterischestes Bedürfniß.

Als ein Mann von Welt bot Bernis der ältern der Damen den Arm; man ging in den Speisesaal, und unser Reisender zeigte hier seine Gewandtheit und Kraft eben so eifrig, wie am Clavier.

2.

Abenteuer.

Man müßte nicht zehn Minuten mit den Dienstboten eines Hauses schwatzen, würde man nicht gleich in den ersten Augenblicken seines Aufenthaltes mit den Eigenthümlichkeiten des Hauses bekannt, besonders wenn sie irgend eine scandalöse Seite haben. So erfuhr der Abbé Bernis von dem Lakaien, der ihm nach seinem Zimmer vorleuchtete, daß die vierzigjährige Dame nicht etwa Madame Lenormand sei, sondern eine Madame Poisson, die Frau eines Lieferanten von ziemlich zweideutiger Rechtschaffenheit, und daß der Generalpächter diesen Menschen in so hohem Grade beschütze, ihn sogar der Last, für seine Frau zu sorgen, beständig zu entheben. Fräu-

lein Antoinette galt nach dem Berichte des schwatzhaften Bedienten allgemein für die Tochter des Finanzmannes. Uebrigens hatte dieser als wahrer Vater an dem jungen Mädchen gehandelt, denn er allein kümmerte sich um ihre Erziehung, zu der aber leider auch Madame Poisson durch ihr Beispiel eines allzu offenen Concubinates mit Herrn Lenormond ihr reichliches Theil beitrug.

Der Lakai versicherte ferner noch, daß sein Herr daran denke, Fräulein Antoinette mit seinem Neffen zu verheirathen, einem Herrn Lenormand d'Etioles, daß sie aber dazu wenig Neigung verspüre, weil der junge Mensch sehr dumm sei, und sie viel Geist besitze.

Bernis glaubte in der That, durch die langen gesenkten Augenwimpern an den Augen Antoinettens bemerkt zu haben, daß sie Geist besitze, nicht etwa von der Art, wie er den jungen Mädchen zukömmt, man weiß schon wie, sondern jenen Geist, der sichtbar nach der Kenntniß des andern strebt. Unser Abbé, der vielleicht schon den Unterricht irgend eines Mädchens in Ardèche, seinem Geburtslande, übernommen hatte, schlief mit dem Gedanken ein, auch Mademoiselle Poisson in die Lehre zu nehmen:

ein hübsches Anhängsel seiner Luftschlösser, welches wenigstens nur seine Einbildungskraft verlocken konnte.

Im Seminar lernt man es, früh aufzustehen; der Abbé verließ das Bett bei guter Zeit, und nachdem er so viel als möglich durch die Coquetterie die übergroße Einfachheit seines Anzuges ersetzt hatte, ging er in den Garten hinunter, um bei einem Spaziergange darauf zu warten, daß es bei den Schloßbewohnern Tag werde. Der Herbstwind hatte die Blumen schon gewelkt; die Rose entblätterte sich, und der scharfe Bergwind riß ihr Laubwerk von den Zweigen, um durch die ersterbende Vegetation einer neuen Leben zu verleihen. Bernis dachte beinahe als Philosoph über den beständigen Wechsel des Lebens mit dem Tode, als er hinter sich leise Tritte hörte. Er wendete sich rasch um, und erblickte Mademoiselle Antoinette, mit einer Zeichnenmappe unter dem Arme, und einen kleinen Strohhut coquet auf das eine Ohr gesetzt. Der Abbé trat ihr artig näher, und machte ihr eine Schmeichelei über ihren Fleiß.

„Ich habe eine Gegend an den Ufern der Loire gezeichnet," erwiderte sie, „und Sie sehen mich wüthend über mich selbst."

„Ein Zorn, Mademoiselle, den gewiß Niemand theilen wird.“

„Sie zuerst, wenn Sie urtheilen könnten, mit welcher Ungeschicklichkeit ich die schöne Gegend aufgenommen habe, die vor mir lag.“

„Lebten wir noch in der Zeit der Fabeln Ovid's, so würde ich Ihnen sagen, daß die Dryaden, welche unter der Rinde der Bäume verborgen sind, die Napeen der Wiesen, die Nymphen der Quellen, aus Eifersucht gegen die schöne Künstlerinn, die den Bleistift führte, sich nicht haben copiren lassen wollen.“

„Ei, ei, Herr Abbé, Ihre Schmeichelei kömmt um ein ganzes Jahrhundert zu spät. In der Clelia würde sie Wunder gethan haben. Unglücklicherweise blickt durch Ihr poetisches Compliment aber doch der Ausspruch durch, daß ich ungeschickt bin. Doch kommen Sie; Sie sollen sich selbst davon überzeugen. Es ist kaum acht Uhr, und im Schlosse steht man höchstens halb zehn Uhr auf. Wir haben noch hinlängliche Zeit, an den Ort zurück zu kommen, wo ich die böswilligen Dryaden und Nymphen zeichnete.“

Ein herrliches Kind! dachte Bernis, welcher seinen dünnen Eternelleärmel von der Wärme durch-

drungen fühlte, die Antoinettens Arm hervorbrachte. Man ging durch das Gitterthor, durch welches der Abbé den Abend zuvor herein gekommen war.

„Verstand ich Sie gestern Abend recht," sagte Mademoiselle Poisson während des Weges, „so sind Sie noch nicht geweihter Priester."

„Nein, Mademoiselle."

„Werden Sie sich nicht zweimal besinnen, ehe Sie sich durch unwiderrufliche Gelübde von der Welt trennen?"

„Wäre ich stets so zauberhaft umgeben, wie in diesem Augenblicke, so wäre es wohl möglich, daß ich die Welt nie verließe, in der ich mich befinde."

„Geben Sie wohl Acht auf das, was Sie sagen, Herr Abbé; denn wenn Sie schon Priester durch Beruf sind, so war das viel zu viel."

„Priester oder nicht, bleibt es immer sehr wenig, wenn ich an das denke, was Sie verdienen."

„Sie sind ein unerschrockener Schmeichler." — Und ein leichter Druck des Armes, auf den man sich stützte, machte diese wenigen Worte weit ausdrucksvoller, als eine siebzehnjährige Erfahrung hätte vermuthen lassen.

Man langte bei der schönen Stelle an; der Ra-

sen des Ufers diente den jungen Leuten zum Sitze, und sie verglichen die angefangene Zeichnung mit der Fabrik, welche Antoinette hatte aufnehmen wollen. Bernis hatte mit einigen Strichen die Zeichnung verbessert, so daß sie der Natur getreu wurde.

„Sie verstehen sich ja auf Alles, Herr Abbé," sagte Mademoiselle Poisson mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke, der alle Nerven wie durch die Töne der Harmonica erbeben macht.

„Mademoiselle, wenn ich einige Tage hier bliebe, so müßte ich fürchten, noch mehr zu lernen."

„Und was denn, Herr Abbé?" fragte Antoinette mit der Unbefangenheit ihres Alters.

„Ach, eine Wissenschaft, die ich nicht kennen darf!" erwiderte er.

Antoinette fühlte nun, daß sie nicht weiter fragen dürfe, und hatte übrigens seine Antwort vollkommen verstanden.

Während dieses Gespräches hatte Bernis den Zeichnenstift Antoinettens behalten, und warf wie in der Zerstreuung einen allerliebsten kleinen Kopf auf das Papier.

„Was zeichnen Sie denn da, Herr Abbé?"

sagte sie, und suchte sich des Papieres zu bemächtigen, welches er zurückhielt.

„Ich versuchte eine Copie nach der Natur, und ich sehe, daß ich die Gewohnheit noch nicht verloren habe, treu wiederzugeben, was mich lebhaft ergriffen hat.“

Antoinette, welche ihr sehr ähnliches Bild erkannt hatte, erröthete, senkte die Augen, und nahm die Mappe wieder, die noch auf den Knieen des Abbé's lag. Dieser entwendete geschickt das gezeichnete Gesicht, und gab dann die Mappe an Mademoiselle Poisson zurück. Sie erröthete noch mehr, als sie sah, daß der junge Reisende ihr Portrait unter seine Weste steckte, — auf der linken Seite.

„Lassen Sie uns in das Schloß zurückkehren,“ sagte Antoinette, indem sie aufstand; „Sie haben mir eine Zeichnenstunde gegeben, die ich nicht vergessen werde.“

„Und ich glaube, daß der Unterricht am Ufer der Loire gedeiht.“

Der kleine Arm, der abermals auf dem des Abbé's ruhte, drückte hierbei wieder den Eternelleärmel. Der Abbé war in der Wissenschaft, diesen

Druck zu deuten, schon ziemlich erfahren, und dachte bei sich: Sie ist nahe daran, mich zu lieben.

Als die jungen Leute zurückkehrten, fanden sie den Generalpächter und Madame Poisson schon in dem Salon; sei es nun unbedingtes Vertrauen auf Antoinette, sei es Gleichgültigkeit hinsichtlich eines Punktes, der sonst die Eltern zur Vorsicht spornt, genug, weder Lenormand, noch seine Freundinn schienen über den Morgenspaziergang des jungen Paares Besorgniß zu hegen. Sie waren entzückt über die Liebenswürdigkeit des reisenden Seminaristen, und ladeten ihn dringend ein, fünf bis sechs Tage im Schlosse zu bleiben. Antoinette stimmte nicht in die wörtlichen Bitten ein, aber ihre Augen sprachen nicht minder beredt. Bernis, der sogleich entschlossen war, die Einladung anzunehmen, machte dennoch einige Einwürfe; er führte die Unordnung seiner Toilette an, und erwähnte des dringenden Bedürfnisses verschiedener Gegenstände, welche ihm fehlten.

„Wir werden dem schon abhelfen," erwiderte der Finanzmann, indem er den jungen Mann auf die Achsel schlug.

„Die Troubadoure," fügte die ältere Dame

freundlich hinzu, „pflegten überall zu finden, was die Gastfreundschaft ihnen zu bieten forderte."

„Ueberdies," bemerkte Mademoiselle Poisson, „haben Sie noch eine Bekehrung zu vollenden: wir müssen durchaus Herrn Lenormand zu einem Ramisten machen."

„Wir wollen daran arbeiten," sagte heiter der zum Bekehrer ernannte Abbé.

„Und dann müssen Sie mich auch noch in dem Zeichnen unterrichten."

„Sehr gern, Mademoiselle."

„Ich bin überzeugt," sagte Lenormand, „daß sie bei Ihnen schnellere Fortschritte machen wird, als bei ihrem Pariser Lehrer, und gewiß lassen Sie sich Ihre Marken nicht so theuer bezahlen."

Vielleicht doch! dachte der Abbé.

Man frühstückte, und dann verfügte jeder über seine Zeit nach den Gewohnheiten, die im Schlosse herrschten. Ein berittener Bote kehrte aus der Stadt zurück: Lenormand las seine Depeschen; Madame Poisson besah einige Kleinigkeiten, die man ihr aus Paris schickte; Mademoiselle Antoinette versuchte eine neue Romanze, die in dem Merkur stand; Bernis las die Gazette de France, damals die einzige in

Frankreich täglich erscheinende Zeitung. Hierauf fand im Salon eine Stunde lang ein allgemeines Gespräch Statt, dessen Gegenstand sehr gemischt war. Man schwatzte fast zu gleicher Zeit von den Wundern, die der König Stanislaus in Lothringen vollbrachte; von dem Erscheinen Duclos's, eines ausgezeichneten Literaten und strengen Moralisten; von der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia, die man unter die großen Könige zählte; endlich von dem Kriege in Deutschland. Man unterhielt sich von Politik, Religion und Theater. Dann dachten die Damen an ihre Toilette zu dem Mittagstische; der Generalpächter ging in sein Kabinet, um seine Briefe zu beantworten, und Bernis setzte sich, die Rückkehr der Uebrigen erwartend, an das Clavier.

3.

Die Gefahren der Gastfreundschaft.

Für Die, welche die erbaulichen Memoiren des 18. Jahrhunderts gelesen haben, ist Mademoiselle Antoinette keineswegs eine neue Erscheinung; sie wissen, daß in ihr der Keim zu einer beinahe unumschränkten Gewalt liegt, welcher bald durch einen Strahl von der Fackel der Liebe befruchtet werden sollte. Das Geschick bestätigte dadurch die stolze Anmaßung der Madame Poisson, die voll Bewunderung über ihr etwas ehebrecherisches Werk mehr als einmal ausrief: „Meine Tochter ist ein wahrer Königsbissen!“

An jenem Hofe, der das Glück einer Maintenon sah, konnte dieser mütterliche Enthusiasmus

nicht ganz lächerlich erscheinen, wenn das Portrait, welches die Geschichtschreiber uns hinterließen, treu ist. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt: Imposante, aber feine Züge; ein Blick, weich wie Sammt, durchdringend wie die Flamme; herrliches blondes Haar; ein Mund, den Liebesgöttern Albano's abgeborgt; besonders aber ein Minenspiel voll Lebhaftigkeit, Bosheit und Sanftmuth zugleich; — dies waren die Reize, welche Antoinetten tausend Anbeter gewannen. Ein eleganter Wuchs, ein edler Gang, ein anmuthiges Wesen fesselten die seufzende Menge dauernd.

Bei solchen Vorzügen waren unter der Regierung des guten Königs Ludwig XV. Aufrichtigkeit und selbst Unschuld höchst überflüssige Eigenschaften, und die Schamhaftigkeit konnte sogar dem Glücke einer hübschen Frau sehr hinderlich sein. Im Allgemeinen ersparte man sich daher auch die Mühe, den mehr oder minder durchsichtigen Schleier des Anstandes zu weben, den die Erziehung über die Leidenschaften eines jungen Mädchens breitet; die moralische Bagage der Schönheit war gewaltig leicht, und zeigte sich die Verführung nicht ganz ungeschickt, so fiel es ihr nicht schwer, über die weiblichen Scru-

pel zu siegen. Madame Poisson, die in dieser leichtfertigen Schule erzogen war, zeigte sich gegen ihre Tochter nicht strenger. Seit zwei bis drei Jahren hörte Antoinette, die in den kleinen Gebräuchen und Gewohnheiten recht geschickt war, d. h. es verstand, zur rechten Zeit zu erröthen und die Augen niederzuschlagen, die süßen Reden der Courmacher mit vielem Vergnügen an, ohne daß die nachsichtige Mama sich darum kümmerte, ob nicht dadurch zuletzt die Integrität des Königsbissens angetastet werden könnte. Herr Lenormand wollte zwar Antoinetten mit seinem Neffen verheirathen, aber er schien sich ebenfalls nicht sehr darum zu bekümmern, sie ihm vorwurfsfrei zuzuführen. Der Finanzpächter war mit der vornehmen Welt vertraut, und wußte, daß der Adel auf dergleichen kleinbürgerliche Rücksichten nicht achtet, welche verlangen, daß die Ehe allein die Schönheit in den süßesten Geheimnissen der Liebe unterrichtet.

Nach diesen Bemerkungen darf man sich nicht wundern, daß Mademoiselle Antoinette ganz ungehindert mit einem zwei und zwanzigjährigen Abbé an den Ufern der Loire zeichnen durfte, und daß

die Eltern in diesen zweisamen Spaziergängen gar keine Gefahr sahen.

Bernis, der sich nach Paris begab, um das Glück eines Hofabbé's zu machen, ein Glück, welches aus den Fäden aller Arten von Intriguen gewebt ist, fühlte, daß er hier neben einem sehr wünschenswerthen Glücke vielleicht an dem Eingange zu einer Goldmine stände. Nach einem acht und vierzigstündigen Aufenthalte in dem Schlosse, zu welchem durch sein glückliches Verirren sein Geschick ihn führte, war er förmlich verliebt in Mademoiselle Poisson, und zwar aufrichtig verliebt, denn die Spekulation spielte nur die zweite Rolle. Mit zwei und zwanzig Jahren legt man so gern seine Seufzer und sein Geld der Liebe und dem Zufalle zu Füßen. Antoinette ihrerseits fand den Abbé sehr hübsch, und die arme Kleine fing an, auf dem Boden der Vertheidigung unsicher zu werden. Man nahm viele Gegenden auf; Bernis kritzelte auf das Zeichnenpapier anfangs allerliebste Madrigals, und dann, immer fortschreitend, leidenschaftliche Erklärungen, und das Gefühl, mit dem sie dies Alles aufnahm, war dem Zorne gänzlich fremd. Am Clavier und beson-

ders Abends, wählte der gewandte Anbeter vorzüglich die zärtliche und sogar wollüstige Musik.

Diese Aufmerksamkeiten eines Verführers, den sein Gesicht und sein Geist schon sehr gefährlich machten, setzten die schutzlose Tugend der interessanten Antoinette dem Falle aus: nach Verlauf einer Woche wäre es Zeit gewesen, daß Bernis seine Reise fortsetzte, aber Madame Poisson und Herr Lenormand schrieen laut auf, als der Abbé davon sprach, und Antoinette, welche ihm verstohlen die Hand drückte, flüsterte ihm leise zu: „Bleiben Sie; ich will es!"

Es war geschehen! Diese Hand hatte durch ihren Druck ein Herz versprochen, und dieses Herz ließ, nach der Lebhaftigkeit seiner Eindrücke zu urtheilen, keine Grenzen seiner Großmuth erwarten.

Wieder verfloß eine Woche; die Künstlerfahrten wurden während der Zeit vervielfältigt, aber die Zeichnungen nicht. Die Natur wirkte auf unsre jungen Leute ganz anders, als durch den Reiz malerischer Landschaften. Der Lehrer ließ sich, über seine Schülerinn gebeugt, zuweilen von ihrem süßen Athem berauschen, zuweilen von dem Karmin ihrer Lippen anziehen; bald verschwand der Zwischenraum, der

sich ehedem zwischen den beiden hübschen Köpfen gezeigt hatte: der eine lehnte sich vertrauensvoll auf den Arm, der ihn stützte, der andere genoß mit flammendem Blicke die Wonne eines langen Kusses. Hätte man diese kühne Liebe auf der einen Seite, die ersterbende Unschuld auf der andern, gesehen, so würde man sich leicht überzeugt haben, daß nur das Tageslicht die letzten Scrupel der angebornen Schamhaftigkeit stützte, die sich danach sehnt, im Dunkeln zu sterben.

Antoinette fand in ihrer Vernunft keine Gründe zum Widerstande, und in ihren Gedanken nicht den Willen, den Becher der Wollust zurückzuweisen; die Seele dieser Jungfrau, Märtyrerinn der Schwierigkeiten, welche ihr Glück noch verzögerten, flog in glühenden, vielleicht übertriebenen Wünschen einer Niederlage entgegen. Zuletzt verlor Mademoiselle Poisson die Besinnung ganz; sie bezeichnete Bernis einen Gang des Schlosses, übergab ihm einen Schlüssel, und nannte Ort und Stunde, wo und wann die Liebe aus der entblätterten Rose ihre Wonne schöpfen sollte. — Der Abbé war sehr pünktlich.

„Bist Du es!" rief das junge Mädchen dem Geliebten mit dem Tone der glühendsten Leiden-

schaft entgegen. „Ach, willig wollte ich sterben, die Stunden zu bezahlen, die unsrer warten."

„Laß uns vorsichtig sein, Antoinette," sagte der Abbé, obgleich auch er durch die Liebe fast nicht minder beherrscht wurde, als sie. „Du hast mir gesagt, daß Dein Mädchen nebenan schläft?"

„Ich wußte sie zu entfernen. — Bernis, indem ich fühle, wie unendlich ich Dich liebe, möchte mein Glück mich zum Taumel, zur Raserei bringen. Bei Dir allein macht mich dies stolz; ein Zeuge würde mich beschämen. — Ich habe meinem Mädchen erlaubt, ihre Mutter zu besuchen."

„So ist es wahr," rief der Abbé freudig überrascht, „daß ich mit Dir, mit Deiner Liebe allein bin? Ist es keine Täuschung, keine Chimäre? — Antoinette, Du, seit vierzehn Nächten der flüchtige Schatten meiner Träume?" —

Und gewaltig preßte Bernis seine Geliebte an sich. — Und das Herz Antoinettens klopfte mit verdoppelten Schlägen gegen den alabasternen Kerker. — Nur ein einziges Wort vermochten ihre Lippen auszusprechen:

„Komm!"

4.

Die Wohnung des Dichters.

Zwei Jahre sind verflossen; Bernis bewohnt die Hauptstadt; Mademoiselle Poisson ist mit Madame Lenormand d'Etioles, und ihre Schönheit macht Aufsehen in Paris. Doch gegen die Gewohnheit der Ehemänner jener Zeit ist der Antoinettens in sie verliebt; er bewacht alle ihre Schritte mit Argusaugen. Die Intrigue unsrer beiden Liebenden ist bedeutenden Schwierigkeiten ausgesetzt, und wird daher mit Treue bewahrt, wenigstens von Seiten der Dame. Unserm kleinen Kragen freilich fehlt es nicht an Geliebten in einer Zeit, wo die Abbés Furore machen. Er stellt sich jedoch sehr ergriffen von seiner Eroberung der Loireufer, allein seine Liebe ist

minder zärtlich, als speculativ. D'Etioles besitz ein bedeutendes Vermögen, einen ausgebreiteten Credit, und jeder liebende Gatte gewährt seiner Frau eine Theilnahme seiner Reichthümer. Die Verbindungen der Frau, besonders wenn sie hübsch ist, verbreiten sich trotz der Eifersucht des Mannes, und ein Mensch, der seinem Glücke nachjagt, wird sich wohl hüten, mit einer solchen Bekanntschaft zu brechen.

Unser Ehrgeiziger that alles Mögliche, um von sich sprechen zu machen. Jede Nummer des Merkur enthielt eine gereimte Kleinigkeit seiner Feder; seine Verse lagen auf allen Toiletten; Voltaire hatte ihm nach einem seiner Gedichte einen spöttischen Beinamen gegeben, und einige Modedamen, welche, nach seinen lieblichen Versen zu urtheilen, überzeugt waren, daß er selbst sehr liebenswürdig sein mußte, dachten schon daran, ihn sich zu geben.

Mit dem Ausdrucke bezeichneten die hochgestellten Schönheiten damals ihre zärtlichen Launen; sie gaben sich einen Mann, der ihnen gefiel, wie einen Modefächer, oder, wenn man will, wie einen Kopfputz, den der Friseur Dagé empfohlen hatte.

Doch diese Berühmtheit war unfruchtbar, wie

fast jeder poetische Ruhm jener Zeit. In der Erwartung, daß die Musen und die Liebe ihn reich machen sollten, lebte Bernis arm mitten unter einer prachtvollen Umgebung, denn die Empfehlungsbriefe, die er mit nach Paris brachte, öffneten ihm eine Menge vornehmer Häuser. In seiner Lage machte er, wie man zu sagen pflegt, gute Miene zum bösen Spiel. Das Lächeln seines Gesichtes verbarg oft das Zwicken seines unbefriedigten Magens. Mit einem Worte, er besaß Alles, was erforderlich ist, um ein Philosoph zu werden, und er bemühte sich, dies zu sein, wenn auch nicht nach Art der Cyniker Athens. Er erschöpfte sich in Anstrengungen, ganze Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe, ein feines Mäntelchen, wohlfrisirtes Haar und glänzende Schuhe zu haben. Ging er auf den Zehen aus seinem Hause, um einem Mittagsessen nachzujagen, so konnte er mit Bias sagen: All' das Meinige trage ich bei mir.

Drang man in den philosophischen Aufenthaltsort des armen Bernis, so fand man die allzu deutliche Widerlegung des Lächelns der Etiquette, welches er über sein Gesicht zu verbreiten verstand. Ein Feldbett, dessen Festigkeit durch die Beweise der Dankbarkeit, welche der Abbé einem hübschen, gefälligen

Wäschermädchen zu geben pflegte, wandelbar geworden war; zwei Stühle, durch ähnliche Beweise der Dankbarkeit wackelig gemacht; ein wurmstichiger Tisch, zugleich Toilette, Betpult, Bibliothek; ein dreieckiges Stück Glas, das letzte Ueberbleibsel eines ehemals glänzenden Spiegels; eine Flasche als Leuchter; ein Salzfaß als Dintenfaß; — darin bestand das ganze Hausgeräth unsers Abbé's. Dennoch bemerkte man einen Gegenstand, der einen höhern Luxus verrieth; ich meine eine Bettdecke, die mit breiten wollenen Fransen besetzt, und mit gestickten Wappen verziert war, eine Decke, die den Maulthieren des Herrn von Fériol, ehemaligen Gesandten in Constantinopel, gedient hatte, und die er seinem Confrater in Apollo zum Geschenk machte.

Wenn Bernis seinen Morgengang antrat, und den Taubenschlag verließ, den er bewohnte, ließ seine freilich erzwungene Heiterkeit sein Elend nicht vermuthen; dieses blieb auf seiner Matratze zurück, und höchstens scherzte er über seine Verlegenheiten. Ladete man ihn z. B. in den Häusern, die er besuchte, zum Abendessen ein, so entschuldigte er sich damit, daß er den Fiacre nicht würde bezahlen können. Man lachte herzlich über ein so offenes Geständniß

der Herr des Hauses drückte scherzend einen kleinen Thaler in Bernis Hand; dieser steckte ihn in die Tasche, um den Scherz fortzusetzen, vergaß aber die Rückgabe, und brachte während der Mahlzeit viele lustige Einfälle vor, welche mit drei Livres sicher nicht zu theuer bezahlt waren.

Hätte Frau von Etioles die Noth ahnen können, welche ihr Geliebter unter der Maske sorgloser Heiterkeit verbarg, so würde sie bald ihr Ende erreicht haben. Sie liebte Den noch immer, der sie zuerst mit dem Glücke bekannt machte; man vergißt seine erste Liebe nie ganz; jede spätere ist eine Leidenschaft, die erste aber ein Cultus.

Die reizende Antoinette stand mit ihrem theuren Abbé noch nicht bei den Genüssen der Erinnerung; die Eifersucht ihres Mannes hielt sie in einem engen Kreise der Vergnügungen gefesselt, und Bernis war der Culminationspunkt derselben. Doch lieber wäre er Hungers gestorben, als daß er seiner Schönen die Noth eingestanden hätte, in der er sich befand.

Eines Abends spielte der Dichter-Abbé die Scene mit dem Fiacrethaler in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Mademoiselle Duménil befand,

eine berühmte Schauspielerinn des Théâtre français. Alle Welt lachte herzlich; sie aber lachte nicht. Die vortreffliche Schauspielerinn bemerkte in diesem Augenblicke, daß Bernis, noch nicht sehr daran gewöhnt, Empfindungen zu spielen, die er nicht hegte, unter der mühsam erheuchelten Hülle der Heiterkeit die Zeichen der Schaam und Demüthigung durchblicken ließ.

Am nächsten Tage um sieben Uhr Morgens wurde an die Thür der Bodenkammer geklopft, in welche allnächtlich unser Philosoph aus Nothwendigkeit sich zurückzog. Anzuklopfen war nutzlos, denn der Schlüssel steckte beständig an, und über jede Vorsicht gegen Diebe würden die Nachbarn nur gelacht haben. Ueberdies fürchtete unser Abbé auch unbescheidene Morgenbesuche nicht; er hatte allen seinen Bekannten seine Adresse sorgfältig verschwiegen; höchstens wußte man sie auf dem Büreau des Merkur, und die Redactoren dieses Blattes, literarische Mächte jener Zeit, waren nicht die Leute dazu, die Scheidemünze von Schriftsteller zu besuchen, dem sie aus Gnade, und um sich den Ruf von Protectoren zu geben, die Aufnahme seiner Versuche gewährten. Bernis, der noch zu Bett lag, rief da-

her: Herein! denn er glaubte, es sei seine Nachbarinn, das freundliche Wäschermädchen, welches käme, um einen Beweis der Dankbarkeit zu verdienen, oder vielleicht auch zu fordern. Wie groß war daher die Ueberraschung und die Verlegenheit des armen Menschen, als er Mademoiselle Duménil eintreten sah.

Bernis, der außer Stande war, in seiner augenblicklichen Lage den unerwarteten Besuch passend zu empfangen, begnügte sich damit, seine Nachtmütze ehrfurchtsvoll zu lüften; dann ließ er die Maulthierdecke des Ex-Gesandten geschickt herunter gleiten, um eine antike Vase von unedler Gestalt zu verbergen, welche durch die Länge der Zeit sichtlich gelitten hatte. Dann legte er sich bequemer, um so anständig als möglich eine Audienz ertheilen zu können, und bat Mademoiselle Duménil, den festesten seiner beiden Stühle zu nehmen, rieth ihr aber zugleich, ihm nicht ganz zu trauen.

Die berühmte Schauspielerinn bediente sich dieses Sitzes mit einem boshaft bedeutungsvollen Lächeln. Vielleicht erinnerte sie sich in diesem Augenblicke daran, daß die Stühle ihrer Loge im Théâtre français auch nicht ganz fest waren.

„Mein Besuch wird Sie gewiß überraschen," sagte die schöne Schauspielerinn.

„Er ehrt und entzückt mich weit mehr," erwiderte der Abbé galant. „Ich möchte ihn in einem Salon empfangen, der Ihrer würdiger wäre, und besonders Ihnen die Honneurs anders machen können.

„Sprechen wir davon nicht; Sie sind Philosoph, Herr von Bernis, und wenn Sie Ihre Wohnung mit dem Fasse des Diogenes vergleichen, so ist sie beinahe ein Palast."

„In diesem Augenblicke noch weit mehr: der Ort, an dem man die Gottheit unsres Theaters empfängt, muß ein Tempel genannt werden."

„Ohne es zu wollen, habe ich der nächsten Nummer des Merkur ein hübsches Madrigal entwendet," sagte lachend die personificirte Melpomene. „Ich erkläre mich dieses Diebstahles zum Nachtheile aller Toiletten von Paris für schuldig, allein es ist ein Raub ohne Vorbedacht. — Ich kam nur, um Sie zu bitten, mir zum Gewinn einer Wette behülflich zu sein, und zwar einer recht bedeutenden Wette."

„Ich! Ihnen zum Gewinn einer Wette behülf-

lich sein, Mademoiselle? Mein Gott, wie kann ich dazu taugen?"

„Das sollen Sie sehen. Vor etwa vierzehn Tagen frühstückte ich bei Frau von Boufflers; der Herzog von Luxembourg war bei ihr. Sie kennen ihn wohl?"

„Den großmüthigen Herrn, der über Frau von Boufflers das Banner der Liebe erhebt, unter welchem sich täglich zahllose Rekruten einschreiben."

„Ich bin heut sehr unglücklich; da habe ich dem Merkur wieder den pikantesten Paragraphen des nächsten Kapitels seiner Epigramme geraubt."

„Trösten Sie sich, Mademoiselle; in Frankreich fehlen zu diesem Kapitel Stoff und Ausführung nie."

„Herr von Luxembourg also frühstückte vor ungefähr vierzehn Tagen mit mir zusammen, und seiner Gewohnheit nach neckte er mich über die Excommunication der Schauspieler; dann ergriff er meine Hände, und sagte mit seiner etwas schwerfälligen Galanterie: „Wie Schade, daß unter der so schönen Hülle eines Engels die Seele einer Verdammten sich verbirgt!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Marschal," sagte ich, indem ich meine Hände zurückzog; „wer

eine vom Bösen Besessene berührt, setzt sich der Gefahr aus, die Finger zu verbrennen."

„Und sollte ich lebendig geröstet werden, meine Anbetungswerthe, so möchte ich Ihnen das Herz rühren."

„Brennen Sie nie anders, Heer Herzog," erwiderte ich rasch, „so erkläre ich Sie für unverbrennbar."

„Ein förmlicher Krieg," rief der Marschal mit jenem fürchterlichen Gelächter, welches Sie an ihm kennen.

„Es scheint mir sonderbar," entgegnete ich ohne weiteres Besinnen, „daß unsere großen Herren einen Gefallen daran finden, uns Schauspieler Excommunicirte zu nennen, und daß Cardinäle, Bischöfe und Abbés aller Grade doch so gern ihr orthodoxes Gewissen mit den Damen des Theaters in Gefahr bringen. Es vergeht kein Tag des Jahres, an welchem ich nicht mein Lever durch irgend eine geistliche Liebeserklärung zu erheitern vermöchte. Hätte ich die Vertheilung der Pfründen, so könnte der Clerus mir nicht eifriger den Hof machen."

„Pfründen, schöner Engel? Sie müssen schon mehr als eine in Gefahr gebracht haben," sagte der

Herzog in einem Tone, den er fein zu machen suchte.

„Ich verhalf noch zu weit mehrern.“

„Ei, ei!“

„Wetten wir hundert Louisdo'r, daß ich, ehe vierzehn Tage vergehen, eine Pfründe verschaffe? Wählen Sie Ihren Candidaten.“

„Nein, Sie müssen ihn wählen, Duménil,“ sagte mit schmachtendem Tone die Herzoginn. „Wir haben so viele hübsche Abbés, die nach Pfründen streben, daß Sie, meine Liebe, sich zum Danke das Aequivalent der Gefälligkeit verschaffen können, welche die Pfründe Sie gekostet hat. — Sie kennen die redneriſche Gabe der Frau von Boufflers.“

„Sehr gut, Mademoiselle,“ erwiderte der liegende Zuhörer.

„Die Wette gilt,“ fuhr Luxembourg fort. „Ich werde sie vielleicht verlieren, aber bei Gott! ich halte das Vergnügen nicht zu theuer bezahlt, mich über einen scheinheiligen Prälaten lustig machen zu können.“

„Ich werde Ihnen seinen Namen nicht nennen, Herr Herzog.“

„Das Gerücht wird die Schwatzhaftigkeit übernehmen, Mademoiselle.“

„Nun, meinethalben. Die Frist geht also von heute Abend an.“

„Es gilt.“

„Nach acht Tagen,“ fuhr die Schauspielerinn fort, „war meine Wette zum Theil gewonnen, denn ich hatte die erste vacant werdende Pfründe für einen Candidaten erlangt, den ich, ganz offen zu sprechen, selbst noch nicht einmal kenne. Dieser Titular konnte mir nur die Verlegenheit der Wahl bereiten; aber wenigstens mußte ich einen Geistlichen finden, der bereit wäre, es einzugestehen, daß er einen Theil seiner Kirchengüter aus den Händen einer Schauspielerinn empfangen hätte.“

„Sie hätten tausend für einen gefunden, Mademoiselle,“ versicherte Bernis, „hätten Sie geäußert, daß Sie die Schadloshaltung anzunehmen bereit wären, welche Frau von Boufflers vorschlug.“

„Ich bin nie aus Eigennutz gefällig, Herr Abbé. Ich machte daher das nicht bekannt, und wollte meinen künftigen Beneficiar wählen. Gestern Abend suchte ich ihn noch, als ich in die Gesellschaft

trat, in der auch Sie waren; als ich sie verließ, suchte ich ihn nicht mehr."

„Mademoiselle," erwiderte Bernis mit bescheidenem Zögern, „in der Gesellschaft war nur ein Abbé, und dieser —"

„Waren Sie, Herr von Bernis. — Errathen Sie jetzt den Grund meines Morgenbesuches."

„Ach, Mademoiselle," rief der Dichter fast außer sich, „wäre die Clausel der Madame Boufflers mit inbegriffen —"

Das Idol der Stadt und des Hofes schwieg erröthend. — Nach einer Minute fuhr sie fort:

„Wenn also Ihr Name auf die Pfründeuliste kömmt, werden Sie einwilligen, Herr von Bernis, dem Marschall von Luxembourg zu erklären, daß Sie Ihre Präbende von mir erhielten?"

„Ohne das geringste Zögern. — Aber sie verdienen, anbetungswürdige Melpomene, sie verdienen, das möchte ich besonders gern."

Neues Schweigen, neues Erröthen. — Bernis hatte so viel gesunden Verstand, um einzusehen, daß es Dinge giebt, die man nicht verspricht, und doch gern gewährt.

„An wen muß ich mich wenden, Mademoiselle,"

fuhr er nach einer Pause fort, „um die Erfüllung des Versprechens zu erlangen, welches Sie die Güte hatten, mir zu geben?“

„An den Cardinal Fleury selbst. Sie wissen, daß er die Pfründenvertheilung hat. Mein anonymer Postulant ist schon auf der Liste notirt, wie man von den Empfehlungen der Theaterdamen bei diesem heiligen Register Notiz zu nehmen pflegt. — Besonders aber hüten Sie sich, mich zu nennen.“

„Ich verstehe; ich werde nur die geistliche Macht zu nennen haben, die Sie mir zum Beschützer erwarben, um Ihre Wette zu gewinnen.“

„Ihn nennen? Noch viel weniger, Herr Abbé. Das hieße sogleich meinen Namen verrathen, und Herrn von Fleury sehr zuwider handeln. Es wird genügen, wenn Sie diese Nummer vorzeigen, die mit einer andern Nummer auf der Pfründenliste correspondirt.“

Mademoiselle Duménil übergab Bernis die Nummer 673, welche mit rother Dinte auf ein Stückchen Velinpapier geschrieben war, auf dem sich oben ein in Gold gemaltes Kreuz befand.

„Ich gestehe, Mademoiselle,“ sagte der Abbé mit einigem Zögern, „daß mein Ruf der Frömmig-

keit das Cabinet des Cardinals Fleury nicht mit Wohlgeruch erfüllen wird. Als etwas profaner Dichter, bei Gelegenheit auch Kritiker —"

„Mitunter galant," fiel die Schauspielerinn ein."

„Ein Genosse der kleinen Häuser, um einige Freunde zu verpflichten," fuhr der Abbé fort.

„Ein größerer Taugenichts, als jene, um die Gefälligkeit bis zum Beispiele zu treiben," unterbrach Mademoiselle Duménil ihn abermals. — „Ja, ich begreife in der That, daß Ihr Ruf nicht eben ein Balsam der Heiligkeit sein wird."

„Mit einem Worte, wenn mein früheres Benehmen mir so nachtheilig wäre, daß es die Wirkung Ihrer Güte aufhöbe —"

„Sie meinen, Herr Abbé, die Hoffnung meiner Wette —"

„Allerdings, Mademoiselle."

„Nun, so nehmen Sie auf die Umstände Rücksicht; ich vertraue ganz auf Ihre Klugheit, die durch Ihren eigenen Vortheil gespornt wird."

„Das genügt, und Sie dürfen überzeugt sein, Mademoiselle, daß ich nichts Unnützes wagen werde. Ach, erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären, wie sehr ich das zarte, liebenswürdige Wohlwollen zu schätzen

weiß, zu dessen Gegenstande Sie mich wählten. — Weshalb ist meine Dankbarkeit —"

„Apropos, die boshaften Zungen Ihrer Nachbarschaft werden Ihre Dankbarkeit als sehr bedeutend schildern. Ich bin seit beinahe einer Stunde hier" — Mit diesen Worten stand die Schauspielerinn auf, und fügte dann noch hinzu: „Leben Sie wohl, Herr Abbé von Bernis; gehen Sie gleich nach Versailles, hören Sie wohl, und diesen Abend bei Ihrer Rückkehr erwarte ich Sie in meinem Hotel. Man findet mich stets um fünf Uhr, obgleich der Vorhang um vier ein halb aufgezogen wird. Wenn ich spiele, wartet das Publikum."

Mademoiselle Duménil legte auf den wackeligen Tisch ein zusammengefaltetes Papier, wie sie sagte, mit ihrer Adresse, und schritt dann der Thüre zu, während der Abbé sich eifrigst entschuldigte, sie nicht begleiten zu können. Bei seiner Nachbarinn, dem Wäschermädchen, war er nicht so scrupulös, wenn er sie Morgens in aller Frühe nach ihrem Zimmer führte; aber er war klug genug, einzusehen, daß bei dem ersten Mitgliede des Theaters der Anzug, in welchem er sich bei dem Wäschermädchen nicht genirte, doch etwas zu einfach gewesen wäre.

Kaum hatte Mademoiselle Duménil das Zimmer verlassen, als der Abbé aus dem Bette sprang, um sich anzukleiden.

„Ja, heut noch nach Versailles gehen, das ist bald gesagt," sprach er dabei zu sich selbst; „aber so kurz die Reise ist, macht sie doch verschiedene Ausgaben nöthig. Ich muß meine Finanzen prüfen. — Sechs und dreißig Sous! Davon muß ich frühstücken, denn man kann einen Weg, der hin und her acht Stunden Zeit erfordert, nicht nüchtern unternehmen. — Ist denn das Wetter schön?" — Die Nachbarn bemerkten hierauf einen gepuderten Kopf, welcher durch die Luke von dem Dache des Hauses fuhr, in welchem Bernis wohnte: er hatte sein Observatorium bestiegen.

Die Beobachtung fiel nicht sehr tröstlich aus, denn es fing an zu regnen.

Der Schützling Alcirens und Phädra's erblickte sich schon auf der kothigen Straße nach Versailles, in Escarpins mit silbernen Schnallen, in schwarzseidenen Strümpfen, durch die vorüberrollenden Equipagen, aus denen das boshafte Lächeln eines stolzen Adels ihn traf, vom Kopf bis zu den Füßen mit Koth bespritzt. „Es ist unerträglich," rief er,

indem er in seinem Gemache auf und nieder rannte, oder vielmehr mit der Bewegung des weißen Bären in seinem Käfig, denn mehr erlaubte der enge Raum seines Bodenkämmerchens nicht. „Abscheuliche Alternative," fuhr Bernis fort. „Soll ich mich lächerlich machen, oder meine Reise verzögern? — Die Lächerlichkeit und Zögerung tödten die Unternehmungen!"

Unser armer Candidat wußte nicht, wozu er sich entscheiden sollte, als er maschinenmäßig das kleine Papier mit der Adresse der Mademoiselle Duménil ergriff. O Wunder, o unerwartete Vorsehung! Das Papier gab einen Ton von sich. — Bernis öffnete es hastig, und fand zwei ganz neue Doppellouisdor. — Sechs und neunzig Livres! Nie hatte der Abbé ein solches Capital auf einmal besessen.

„Anbetungswürdiges Weib!" rief er aus. „Wie viel Edelmuth und wie viel Zartgefühl dabei! Wie soll ich je solche Dienste gehörig anerkennen? — Ei nun, wie sie sie vergolten haben will."

Bei diesen Worten trat der Präbendar in spe schnell vor seinen Spiegelwinkel. Er lächelte sich selbst an, und rief: „Ha, wie dankbar ich sein will! Gott sei Dank, bei meinem Gesicht, meinem Geiste und meiner Seele besitzt man hinlängliche Fonds."

5.

Die Pfründe.

Nein, wahrlich, das Gold ist hienieden nicht Alles; Bernis besaß Gold, und konnte dennoch nur auf eine sehr unangenehme Weise nach Versailles gelangen.

Man kann sich jetzt keine Vorstellung von Dem machen, was Versailles unter der Regierung Ludwigs XV. war. Das lärmende, belebte Schloß mit seinen tausend rauchenden Essen; der Marmorhof, auf dem gestickte Gewänder funkelten; die große Treppe, welche hinauf das lüsterne Auge der Gardes-du-Corps den Schritten der schönen Damen des Tabourets folgte, um einen schönen Fuß, eine wohlgebaute Wade zu bewundern; die harmoniereiche

Musik auf der Terrasse; die besternten Herren; die Schönheiten mit wogenden Federn, die unter das finstere Dach dichter Gebüsche sich verirrten; die Küsse, die dort geraubt wurden, die Seufzer, die man hörte, und die noch entscheidenderen Rendezvous, die sie verschwiegen; — das Alles ist nicht mehr! Funfzig Jahre des Schweigens und der Traurigkeit haben das Leben jenes Wirbels, jenes Zauberkreises verlöscht, in welchem so viele Intriguen, so viele Verworfenheit sich bewegten; in welchem Falschheit, Betrug, Verrath mit einander wechselten, und jedes Laster die Tugend in den Schlund des Ehrgeizes und der Habgier hinabzog. —

Den Tag, an welchem Bernis sich an den Hof begab, forderten viele alte Soldaten in den Bureaux vergeblich den Preis für das Blut, welches sie vergossen hatten; viele Bittstellerinnen, des Erfolges gewisser, eilten, sich ihren Beschützern Preis zu geben; viele Angeber verschwärzten treue Diener, um an ihre Stelle zu kommen; viele Agenten vornehmer Wollust eilten, ihren Gebietern zu melden, daß ein Mädchen ihrer Familie, eine Frau ihrem Gatten, eine Nonne ihrem Kloster entrissen sei; mit einem Worte, so viele meistens unredliche Bitt-

steller hatten sich nach Versailles fahren lassen, daß unser Abbé keinen Platz mehr im Innern der kleinen Wagen fand, die an dem Cours de la Reine hielten. Er mußte sich auf ein Bret setzen, das hinten an einem dieser Wagen festgenagelt war, und diesen engen Sitz, auf dem er von oben bis unten mit Koth bespritzt wurde, mit noch zwei Personen theilen. Zum Glück hatte Bernis, wie fast alle Abbé's seiner Zeit, beständig eine kleine Bürste in seiner Tasche, im Deckel mit einem Spiegel versehen. Mit Hülfe dieses Instrumentes stellte er in der Remise eines Gasthofes seinen Anzug so gut als möglich wieder her, erkundigte sich dann genau nach der Audienzstunde des Cardinals, und begab sich auf das Schloß.

Man wartete lange bei einer Audienz des Cardinal Fleury, besonders 1741, zu der Zeit, wo der Prälat die höchste Stufe der Macht erreicht hatte, indem er erst kürzlich Ludwig XV. zu dem galanten Leben einweihte, welches ihn den Staatsgeschäften gänzlich entfremdete. Alle Welt weiß jetzt, daß dieser fromme, gelehrte, von bestochenen Lobrednern so sehr bewunderte Priester im Verein mit der Frau von Carignan, seiner Maitresse, den König der Frau

von Mailly, der ersten Concubine Sr. Majestät, in die Arme lieferte.

Fleury hatte also in einem Alter von acht und achtzig Jahren noch eine Maitresse. Man sagte dies in der Welt ganz laut, aber Bernis hatte dieser Phänomenliebe den Glauben bisher versagt. Der Scepticismus des jungen Abbé's verschwand aber so ziemlich, als er in das Kabinet des Staatsmannes eintrat, und sein noch schönes Gesicht, seine frische Gesichtsfarbe, seine lebhaften Augen, seinen rosigen Mund und seine ausdrucksvolle Physiognomie sah. Dabei trug Fleury den Kopf hoch, sein Rücken war durchaus nicht gekrümmt, und die coquette Eminenz ließ mit ziemlicher Ziererei ein sehr wohlgeformtes Bein blicken.

Als Bernis den Patriarch-Minister mit seinem noch flammenden Auge erblickte, begriff er sehr wohl, daß er noch Kraft genug besitzen könne, um eine Intrigue anzuspinnen, die man sich mit ziemlicher Freiheit erzählte, und die unser Postulant im Vorzimmer hörte, als er auf die Audienz wartete. Hier ist die Erzählung, die man sich im Vorzimmer mittheilte: Eines Abends, bei einem guten Feuer, unterhielten sich Fleury und die Prinzessinn von Ca-

rignan von der ungewöhnlich verlängerten Liebe des Königs für Marie Leczinska, seine Gemahlinn.

„Es wäre nöthig, mein lieber Cardinal," sagte die Dame, „endlich in dem Herzen Sr. Majestät die Flamme zu ersetzen, die dem Erlöschen nahe sein muß. Der König ist erst zwei und dreißig Jahre alt. Welche Revolution würden wir nicht zu befürchten haben, wenn eine glühende Liebe, wie die Ludwigs XIV. für die La Vallière, sich dieses unerfahrenen Herzens bemächtigte. Das muß man verhindern, und das sicherste Mittel ist, dem Könige eine Maitresse nach unserer Wahl zu geben. Wir suchen eine Frau aus, die, zufrieden mit dem Departement der Vergnügungen, nicht daran denkt, Ihnen die Geschäfte streitig zu machen, denn das ist eine traurige Gefahr, der Sie sich aussetzen, wenn Sie zugeben, daß eine der ehrgeizigen Sirenen, mit denen unser Hof angefüllt ist, den König in ihre Krallen bekömmt.

„Ich habe die Gräfinn von Mailly, die Palastdame der Königinn, reiflich erforscht. Sie ist leidenschaftlich, liebt Ludwig XV., und kennt nur den Ehrgeiz des Bettes. Ich glaube, daß sie in jeder Hinsicht passend ist. Frau von Mailly ist nicht

mehr sehr jung: aber unerfahrene Liebhaber fordern erfahrene Geliebte. Sie ist auch nicht schön; aber ein hungriger Hund verzehrt jeden Bissen. Was meinen Sie zu meinem Plane, Herr Cardinal?"

„Ei, Prinzeß," erwiderte die Eminenz, „ich finde ihn sehr wohl angelegt, und besonders auf eine dringende Wahrscheinlichkeit gestützt; denn ich glaube seit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß der König nicht mehr so oft zur Königinn geht, und selbst wenn er bei ihr schläft — ein Premierminister weiß Alles, muß Alles wissen. Die Sache wohl erwogen, scheint die Flamme, von der Sie so eben sprachen, nur noch einige Momente in dem Herzen des Königs glimmen zu können, denn brennen thut sie schon längst nicht mehr. — Man überliefere ihm also die Mailly."

„Einen Augenblick noch, gnädiger Herr," erwiderte Frau von Carignan; „hüten wir uns, etwas zu übereilen. Ein Mann, der nicht mehr in seine Frau verliebt ist, kann sie aus ehelichem Instinkt noch lange besuchen; einer Maitresse aber wird man bald überdrüssig. In der Ehe wird die Zärtlichkeit durch Gewohnheit genährt, während die Liebe nur vom Genusse lebt. Der Gräfinn überdrüssig, könnte

der König leicht zu Maria Leczinska zurückkehren, und indem er das Dutzend Prinzen und Prinzessinnen vollendet, kommen unsere Geschäfte nicht vorwärts. Handeln wir daher so, daß jede Rückkehr zu dem ehelichen Schlendrian verhindert wird; ich werde mit dem Beichtvater der Königinn reden."

Dies war es, was Bernis in dem Vorzimmer des Cardinal Fleury hörte. Doch die Schwatzenden blieben dabei noch nicht stehen, und ohne daß unser Abbé zu horchen schien, vernahm er alle nähern Umstände der ersten Zusammenkunft des Königs mit der Frau von Mailly.

„Das Pikanteste bei der Geschichte," fügte der Erzähler hinzu, „ist, daß unser alter Cardinal-Minister, wahrscheinlich um besser von der Sache urtheilen zu können, sich, seiner acht und achtzig Jahre ungeachtet, zu weltlichen Gedanken aufreizte. Eines Abends, als die Comédie française in Versailles spielte, ließen Se. Eminenz Mademoiselle Duménil bitten, sie während ihres Ankleidens in ihrer Loge zu empfangen. — Was weiß man nicht Alles am Hofe! — Diese Zusammenkunft, bei welcher der ehrwürdige Greis, wie man behauptet, sich damit begnügte, von der schönen Schauspielerinn

zu verlangen, ihre Toilette zu beenden, als sei er nicht zugegen, trug der schönen Theaterköniginn die Versprechung des eifrigsten Schutzes ein — und der Cardinal verstand es, Ludwig XV. zur Ausschweifung zu stimmen."

In dem Augenblicke, als der Erzähler die Geschichte beendete, konnte Bernis seine Freude nicht unterdrücken, und sagte bei der gemachten Entdeckung ganz laut: „Die Pfründe ist mein!"

„Der Herr Abbé von Bernis!" rief der Thürsteher, als er an den Ort der Liste kam, auf den der Schützling der Mademoiselle Duménil seinen Namen geschrieben hatte.

„Sie sind der Abbé von Bernis?" sagte der Cardinal, der dem Bittsteller mit gerunzelter Stirn entgegentrat.

„Ja, Ew. Eminenz."

„Die Herren Grafen von Lyon haben mir oft zu Ihren Gunsten geschrieben; doch bei dem Leben, welches Sie führen, junger Mensch, gelangt man auf der geistlichen Bahn nicht vorwärts. — Ich gestehe, daß Sie recht hübsche Verse und Liebesgedichte machen; man spricht selbst in der literarischen Welt von Bruchstücken des Gedichtes: „Die vier

Jahreszeiten," welches Ihnen Ehre macht. Das Alles kann für den Ruf eines Dichters ganz gut sein, aber dem eines Abbé's schadet es. Wenn man sich dem Dienste Gottes widmen will, muß man nicht leben, um galante Verse zu dichten."

„Gnädiger Herr, ich dichte sie auch nur, um zu leben."

„Strenge genommen, möchte das eine Entschuldigung sein; aber es sind mir auch noch andere Gerüchte über Sie zu Ohren gekommen. Man behauptet z. B., daß Sie der Enthaltsamkeit des sinnlichen Genusses, die eine strenge Pflicht für unsern Stand ist, nicht sehr treu sind."

„Ja, gnädigster Herr, diese Enthaltsamkeit muß wirklich sehr streng sein, wenn unser Stand ein Stand ist."

„Sie haben Geist, aber ich fordere andere Bürgschaft. So lange ich lebe, Herr von Bernis, hoffen Sie auf keine Gunst der Kirche."

„Ich werde warten, Ew. Eminenz."

„Länger, als Sie glauben, mein Herr," erwiderte der Cardinal zornig.

„Ich hatte mir geschmeichelt," fügte Bernis hinzu, indem er das kleine Stückchen Papier über-

reichte, welches die Anwartschaft auf die Pfründe enthielt, „ich hatte mir geschmeichelt, daß dies mir die Gnade Ew. Eminenz sichern würde."

„So, so, Sie haben das?" sagte Fleury, und nahm das Bulletin zur Hand, welches mit der Liste der Pfründen correspondirte. — Dann trat er in ein Kabinet, dessen Thür offen stand, und sagte mit lauter Stimme zu einem Secretair: „Sehen Sie, welche Anmerkung bei dieser Nummer steht."

Nach der Untersuchung kehrten Se. Eminenz zu Bernis zurück, und sagten mit fast olympischem Stirnrunzeln: „Die Person, welcher diese Stelle gewährt wurde, hat einen schlechten Gebrauch davon gemacht: So achte ich auf das Versprechen!" — Mit diesen Worten flog das Papier zerrissen in den Kamin.

„Gnädigster Herr," rief der Postulant, „die Weigerung, einen Wechsel au porteur zu bezahlen, mag hingehen; wenn man ihn aber zerreißt, so läßt das den Bankerott des Hauses fürchten."

„Unverschämter, gehen Sie den Augenblick! — Ich werde den ehrwürdigen Prälaten, dem ich dieses Blanquet als Zeichen des Vertrauens gab,

rufen lassen, um ihm derbe Vorwürfe über den Mißbrauch desselben zu machen."

„Seine Verzeihung ist ihm gewiß," erwiderte der Abbé, indem er die Stimme erhob, „da ich sehe, daß Ew. Eminenz die Schauspielerinn Duménil zum Bischof erhoben haben."

„Still, still," sagte der Cardinal, indem er schnell die Thür des Kabinets zuwarf; „Sie sind ein verteufelter Mensch, und ich bin ein Thor." — Dann öffnete er die Thür wieder, und rief mit Stentorstimme in das Kabinet: „Numero 673 ein Jahrgehalt von funfzehnhundert Livres auf die Abtei von Marmoutiers für den Abbé von Bernis."

„Eingeschrieben," erwiderte eine Stimme aus dem Kabinette.

„Gehen Sie, boshafter Mensch," sagte Fleury halblaut, und mit ziemlich erzwungenem Lächeln; „künftig aber besuchen Sie etwas seltener die Oper, und etwas häufiger die Kirche. Bläst das Geschick in Ihre Segel, so wette ich, daß Sie weit kommen."

„Wenn Ew. Eminenz sich damit befassen wollen, so dürfte das Glück Ihnen wohl Recht geben.

Ich fühle mich glücklich, Wetten gewinnen zu machen.“

„Ich werde mich damit befassen, wenn Sie verständig sind.“

Nach diesen Worten führte Fleury den neuen Präbendar zur Thür, indem er sich beständig den Finger auf den Mund hielt.

„Verlassen Sie sich ganz auf mich; die hohe Person, welche mich bei Ew. Eminenz beschützt hat, ist unwiderruflich ein Bischof.“

6.

Wie weit der Ehrgeiz geht.

Die Minister setzen die Geduld der unglücklichen Bittsteller an Audienztagen auf eine harte Probe; nicht etwa, weil sie jedem Einzelnen viel Zeit gewährten, sondern wegen der späten Stunde, zu welcher sie diese Vertheilung flüchtiger Worte und Hofweihwassers beginnen. Bernis konnte daher nicht früh genug nach Paris zurückkehren, um Mademoiselle Duménil zu sehen, ehe sie sich in das Theater begab; er glaubte jedoch, vor ihrem Hotel vorfragen, und sich einschreiben zu müssen, um ihr den ersten Beweis seiner Dankbarkeit zu geben. Bei dem Portier lag ein kleines Billet für den Abbé, folgenden Inhalts:

„Da Mademoiselle Duménil Herrn von Bernis vor fünf Uhr nicht mehr gesehen hat, vermuthet sie, daß er später, als erwartet, in Versailles zurückgehalten sein wird. Sie ist sehr neugierig, das Resultat kennen zu lernen, welches die Reise des Herrn Abbé hatte, und wird diesen heut Abend um zehn ein halb Uhr auf eine Minute empfangen."

Der neue Beneficiar fehlte bei dem Rendezvous nicht; die berühmte Schauspielerinn, welche eben erst nach Hause gekommen war, empfing ihn in einem allerliebsten Boudoir, dessen Decke Boucher gemalt hatte. Hier, wie bei allen Werken dieses manierirten Malers, zeigten sich sehr fleischige, sehr rothe Liebesgötter, die an einem Himmel umherflogen, welcher alle mögliche glänzende Farben zeigte, und aus dem ein Regen von Rosen auf die Gottheiten herabfloß, die nach der classischen Gewohnheit der Kunst in einem Halbzirkel zusammen standen.

In einer Nische, welche die Gebüsche von Amathunt darstellte, lag Mademoiselle Duménil halb ausgestreckt auf einer Ottomanne von rothem Atlas mit blauen Blumen und silbernen Crepinen. Der Schuh, der von dem linken Fuße herabgefallen war, zeigte die reizenden Formen desselben, während ein

Arm der berühmten Schauspielerinn, der ihren Kopf zu stützen schien, die Gelegenheit benutzte, seine Weiße und seine glücklichen Formen bewundern zu lassen. Man hätte glauben können, Kleopatra zu sehen, die auf Marc Anton oder Cäsar wartete, und mit dem künftigen Glücke schon im voraus süß beschäftigt war.

„Wie geborgt, so zurückgegeben, mein lieber Abbé," sagte die Schauspielerinn nachlässig, indem sie Bernis eintreten sah. „Ich empfange Sie liegend, denn ich habe heut die Hermione gespielt, und die Rolle tödtet mich. — Schieben Sie den Armsessel näher her, und setzen Sie sich an meine Seite."

Der Armsessel, mit rothem Damast überzogen, und mit vergoldeten Armen, rollte über das Parquet; der Abbé setzte sich neben das Kanapee, und Mademoiselle Duménil sagte:

„Nun! Die Audienz?"

„Vollständiger Sieg, meine anbetungswürdige Beschützerinn. Aber der Erfolg der Schlacht war einen Augenblick zweifelhaft, und ich mußte meine Reservetruppen in das Feuer führen."

Hierauf erzählte Bernis, was ihm von der Erzählung der Schwätzer im Vorzimmer, die ihn so gut unterrichtete, bis zur letzten Warnung des Cardinals, begegnet war.

„Das ist allzulustig," rief die Schauspielerin mit lautem Gelächter. „Freilich bin ich für immer meines Einflusses bei den geistlichen Mächten beraubt; allein was thut das? Ich finde reichen Schadenersatz, zunächst, Herr von Bernis, in dem Vergnügen, welches ich empfinde, Ihnen nützlich gewesen zu sein, und dann in dem fast eben so lebhaften Vergnügen, meine Collegen durch eine so pikante Anekdote aufheitern zu können. Von den hundert Louisd'or, die mir der Marschal von Luxembourg zu zahlen hat, spreche ich nicht, denn diese sind zum Nadelgelde für eine meiner Kammerfrauen bestimmt, welche ich bei dem Theater emporbringen will."

„Ach, Mademoiselle," sagte Bernis, indem er die Hand der Mademoiselle Duménil ergriff und küßte, „Sie verpflichten mit der Größe einer Prinzessinn." —

„Einer Theaterprinzeß," fiel seine Beschützerin lachend ein; „aber nicht erst seit heute geben die

Königinnen wie ich den Königinnen der Welt gute Lehren."

„Ach, das weiß ich wohl," erwiderte der Beneficiar mit kläglichem Tone; „Sie sehen mich daher auch beschämt, Ihnen nur die Dankbarkeit eines armen Poeten anbieten zu können."

„Scherzen Sie, Abbé? Ein Dichter macht Helden und selbst Götter."

„Es ist aber viel mehr dazu erforderlich, Göttinnen zu machen."

„Sie mißtrauen Ihren Kräften allzu sehr, und vergessen, daß die neubekehrten Damen gewöhnlich Denen beistehen, welche an ihrer Vergötterung arbeiten."

In diesem Augenblicke meldete man, daß angerichtet sei.

„Können Sie mir aufhelfen, mein lieber Abbé, so werde ich Sie schon für einen Zauberer halten. — Wir wollen mit einander essen, und dann schicke ich Sie schnell fort."

Der Abbé antwortete nichts, aber er sah von diesem Augenblicke an ein, daß er nicht so schnell entlassen werden würde, als die schöne Schauspielerin meinte. Der kleine Schuh wurde zierlich wie-

der an den Fuß gesteckt, doch nicht ohne diesen vorher mit Küssen zu bedecken.

„Vortrefflich!“ flüsterte die Hermione des Théâtre français, indem sie aufstand. „Das heißt methodisch verfahren, die Leute von den Füßen an zu vergöttern.“

Bernis war nicht der Mann danach, die Gelegenheit zu einer Eroberung vorbeigehen zu lassen, ohne sie zu benutzen; Mademoiselle Duménil war nicht die Frau danach, den Angriffen einer verführerischen Galanterie zu widerstehen. Als sie am nächsten Morgen erwachte, sagte sie mit lautem Gelächter zu Jemand:

„Die Pfründenliste ist doch etwas Vortreffliches! Ich werde noch lange über den Streich lachen, den wir dem ehrlichen Fleury gespielt haben. Uebrigens, mein lieber Dichter, sind wir wenigstens quitt; Sie wurden durch mich nur zu einem schlechten Diener der Kirche gemacht, und ich bin mit meiner Apotheose recht zufrieden.“

Der Präbendar der Abtei von Marmoutiers verließ die Bodenkammer, die er bisher bewohnt hatte, kaufte einige Möbel, bedeckte sein Bett mit einer wirklichen Decke, und bediente sich eines gan-

zen Spiegels. Das junge Wäschermädchen, welches sich als Nachbarin so gefällig gegen den armen Abbé gezeigt hatte, wurde zur Würde einer Haushälterin erhoben, ohne deshalb aber ihre Rechte auf eine Dankbarkeit zu verlieren, welche jedoch nicht ungetheilt blieb. Mademoiselle Duménil konnte ihre Rollen nicht mehr ohne die Mithülfe ihres Schützlings lernen; Frau von Etioles machte von Zeit zu Zeit Morgenausflüge aus dem ehelichen Domicil, und stattete dem Abbé von Bernis so häufig Besuche ab, daß man hätte glauben können, sie müßte auch Rollen auswendig lernen.

Bernis lebte so ungefähr vier Jahre fort. Er besuchte die Kirche, wenn er sein Quartal heben sollte; dichtete Madrigals für hübsche Frauen, die ihn bei der Theilung ihrer Gunstbezeigungen zuließen; schleuderte Epigramme gegen die einflußreichen Männer, die seinem Ehrgeize ihren Beistand versagten. Uebrigens zeigte er nur geringe Ansprüche: der bescheidene Abbé hätte sich mit einem Einkommen von fünf- bis sechstausend Livres begnügt; aber diesen Gipfel des philosophischen Glücks konnte er nicht erreichen, obgleich er alle Mittel, die sich ihm boten, zu Trittsteinen benutzte. Bei allen sei-

nen Versuchen blieb er stets auf der traurigen Mitte zwischen Wohlstand und Mangel stehen. „Sie werden sehen," sagte er zuweilen, „daß ich gezwungen bin, ein großes Glück zu machen, weil es mir mit dem kleinen nicht gelingen will."

Ich sagte bereits, daß die schöne Antoinette bei den Besuchen, die sie ihrem Freunde, dem Abbé, Morgens abstattete, auch einige Rollen zu studiren schien, und man wird sehen, daß dies nicht blos eine Redensart war. Zu Anfang des Jahres 1745 fanden zwischen Frau von Etioles und Bernis weit häufigere Zusammenkünfte Statt, als während der frühern Jahre. Diese Abweichung von dem gewöhnlichen Gange verliebter Intriguen schien ein Räthsel für Alle, welche in das Geheimniß dieser eingeweiht waren. Die Sache verrieth einen neuen Wachsthum der Leidenschaft, und das war etwas so Seltenes, daß die Zeitungen davon gesprochen haben würden, wenn nicht der Abbé diese Schwatzhaftigkeit zu verhindern gewußt hätte. Es handelte sich aber um etwas ganz Anderes, als eine wiederauflodernde Flamme. Frau von Lenormand-Etioles dachte alles Ernstes daran, auf dem großen Theater von Versailles in der Favoritenrolle

zu debütiren, welche durch den kürzlich erfolgten Tod der Herzogin von Châteauroux erledigt war. Als ein verständiger, gefälliger Liebhaber gab Bernis bei dieser Gelegenheit seiner theuern Antoinette gute Rathschläge. Er war es, der noch bei Lebzeiten der verstorbenen Favorite die Aspirantinn Sr. Majestät in den Weg brachte, sowohl bei dem Gottesdienste, als im Theater, auf den Bällen, bei den Jagden des Hofes, kurz überall, wo man eine schöne Frau bemerken kann.

„Liebe Antoinette," sagte der Abbé, welcher in dem Glücke dieser Dame eine Stufe zu seiner eignen Erhöhung sah, „der König hat Sie bemerkt; Sie sind auf gutem Wege, die Favoritenstelle zu erlangen; doch Sie müssen bei Ihren Schritten beharren. Besuchen Sie die Kapelle, das Theater, die Gallerien von Versailles. Sie müssen durch Ihren eleganten, selbst anspruchsvollen Anzug in das Auge fallen. Ludwig XV. finde Sie als Nymphe der Diana in dem Schatten des Waldes, und der Erfolg ist gesichert. — Ach, mein Herz blutet, indem ich Ihnen solche Rathschläge ertheile; denn haben Sie den Gipfel der Höhe einmal erreicht, so werden Ihre Augen in der Masse den armen,

kleinen Abbé von Bernis nicht mehr bemerken. — Doch um Deinetwillen liebe ich Dich, und mein Glück mag schwinden, wenn nur das Deine Raum gewinnt. — Wer bin ich, daß ich eine Frau, die dazu berufen ist, die Herzogin von Châteauroux zu ersetzen, und die Laufbahn einer Maintenon zu erneuern, in einer Lage zurückhalten soll, die ihrer unwürdig ist. — Von dem Throne der königlichen Liebe, der wirklicher ist, als der andere Thron, und von welchem aus meine Antoinette über Frankreich herrschen wird, reicht sie mir die Hand — ich erhebe mich bis zu Dir, meine Geliebte; ich werde den Flug Deines Glückes bis in die höchsten Regionen leiten; ich werde Dich die Gewalt lehren, wie ich Dich einst die Wollust lehrte. — Stolz dann auf Deinen Ruhm, werde ich mich durch die Sonne, von deren Strahlen Du umgeben bist, glücklich fühlen. Als treuer Satellit Deines glänzenden Gestirnes, wird der geringste Strahl, der davon auf mich fällt, mein Stolz sein, und gleich Pygmalion werde ich mein ganzes Leben lang mein Werk lieben."

7.

Die beiden Roués.

Antoinette Poisson, in Versailles eine gelehrige Schülerin, so wie sie es früher an den Ufern der Loire gewesen war, befolgte buchstäblich den von Bernis ihr vorgeschriebenen Plan. Sie machte sich zum Schatten des Königs; doch ich will weder die Jagdpartien beschreiben, noch die Maskerade auf dem Rathhause, wo das Schnupftuch ihr zugeworfen wurde, noch die nähern Umstände ihrer Einweihung zu der königlichen Schande. Das Alles wurde durch die Masse der Memoiren, die in neuerer Zeit erschienen sind, dem Leser schon längst bekannt; aber einen minder bekannten Umstand darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Man weiß, daß der Herzog von Richelieu bei Hofe geheime Functionen ausübte, die eine keusche Feder nicht näher beschreiben darf. In Folge dieses Amtes weit mehr, als in Folge seiner Thaten auf dem Felde der Ehre, wurde er Marschal von Frankreich; deshalb sagte man auch von ihm, wenn er den Stock (Stab) nicht schon früher bekommen hätte, so läge es nicht daran, ihn noch nicht verdient zu haben.

Als Bernis nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Ludwig XV. ernsthaft in Frau von Etioles verliebt sei, ließ er den Herzog von Richelieu wegen einer wichtigen Mittheilung für den Dienst des Königs um eine Audienz bitten. Der Herzog erwiderte noch denselben Abend, daß er unsern Abbé am nächsten Morgen um zehn Uhr erwarten würde. Der Liebhaber Antoinettens stellte sich pünktlich bei dem Rendezvous ein.

„Zuerst, Herr von Bernis," sagte der Herzog, als er ihn eintreten sah, „erlauben Sie mir, Sie zu umarmen."

„Sehr gern, Herr Herzog," erwiderte der Abbé überrascht, indem er sich der Umarmung hingab.

„Auf Ehre, seit langer Zeit schon suche ich die Gelegenheit, Ihnen meine Bewunderung ausdrücken zu können. — Sapperment, Abbé, Sie sind ein gewandter Spieler."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Herzog."

„Wie, sollten Sie nicht wissen, daß Ihre feine Taktik gegen den verstorbenen Cardinal Fleury Ihnen Alle, die die Sache kennen, zu Bewunderern gewann?"

„Das ist allzu viel Güte; ich glaubte übrigens nicht, daß dieser kleine Umstand bekannt geworden wäre."

„Kann bei Hofe Etwas verborgen bleiben? Die Duménil hat gegen ihre Gewohnheit die Geheimnißvolle gespielt; allein ich erfuhr die Sache sehr bald durch die Prinzeß von Carignan, und erheiterte ein Lever des Königs mit der Erzählung. — Ich kannte Sie nicht, Abbé, aber ich glaubte, Ihnen diesen Freundschaftsdienst erweisen zu müssen. — Die Sache kann Ihnen zu ihrer Zeit und an ihrem Orte nützen. — Bei Hofe durch einen etwas scandalösen Zug der Bosheit debütirt zu haben, kann leicht der Anfang Ihres Glückes sein."

„Ich verlasse mich darin ganz auf die Erfahrung des Herrn Herzogs. — Nur Eins wundert mich, daß nämlich der Cardinal sich nicht mehr Mühe gegeben hat, der Herzogin von Carignan das Abenteuer, oder vielmehr die Absicht zu einem Abenteuer, zu verbergen, welche der Mademoiselle Duménil die Gelegenheit verschaffte, mir die Pfründe zu erwerben; denn ich denke, Frau von Carignan war —"

„Die Maitresse Fleury's, ja, aber seine Maitresse ad honores, wie ein Liebhaber von acht und achtzig Jahren sie haben kann; — und Sie wissen vielleicht noch nicht, daß eine gewöhnliche Gasconnade der schwach werdenden Anbeter gegen ihre Schönen ist, sich der Thaten zu rühmen, die sie anderwärts vollbrachten. Dieses Mittel aber, welches ihrer Eigenliebe schmeichelt, ist ihnen auf der andern Seite sehr nachtheilig. Frau von Carignan z. B., die eines reinen Ehren-Liebesdienstes überdrüssig war, und gegen die man sich, um die Impertinenz zu krönen, noch thatenreicher Excursionen auf anderm Gebiete rühmte, bat mich zuweilen, das Gleichgewicht der Reciprocität herzustellen; ich bin ein guter Mensch, und um ihr gefällig zu sein,

übersah ich die etwas vorgerückte Reife ihres Herbstes. Auf diese Weise, mein lieber Abbé, erfuhr ich Ihre Schelmerei, die mir auf Ehre sehr gefiel. Wenn ich als Senior der Roués unsers Hofes deren Geschichte je herausgeben sollte, so verspreche ich, Ihnen darin eine Rolle anzuweisen. — Bis dahin haben Sie noch die Zeit, Bischof zu werden, und das muß Ihnen alle Ehre machen. Jetzt aber sagen sie schnell, was mir das Vergnügen verschafft, Sie bei mir zu sehen; denn ich bin augenblicklich mit einer wichtigen Arbeit sehr beschäftigt. Der König will eine neue Intrigue anspinnen, und Se. Majestät beauftragten mich mit der Beseitigung dieser Angelegenheit."

„Ich kenne die Absichten des Königs, und deshalb, Herr Herzog, suchte ich Sie auf. Es ist möglich, daß ich Ihnen die Mittel zur Abkürzung der Präliminarien bieten kann."

„Ei, ei, Herr Abbé —"

„Ein Abbé kann eben so gut, wie ein anderer Mensch, dem Könige seinen Eifer und seine Anhänglichkeit beweisen wollen."

„Und selbst mehr, wenn er auf dem Wege zum Glücke noch auf der ersten Stufe steht. Ihr Mittel, Herr von Bernis?"

„Hier ist es. Erfahren Sie, daß Frau von Etioles zwei Jahre lang dahin strebt, die Aufmerksamkeit des Königs zu fesseln."

„Sind Sie davon überzeugt? — Ei, jetzt erinnere ich mich eben, daß ich von einer alten Neigung reden hörte, die zwischen ihr und Ihnen bestand, und ich begreife daher, daß Sie von ihren Absichten auf den König unterrichtet sind."

„Um so besser, Herr Herzog, als ich es bin, der sie eingeflößt hat."

„Was sagten Sie da, Abbé?"

„Ich sagte, Herr Herzog, daß ich die glänzenden Eigenschaften der Frau von Etioles nach ihrem richtigen Werthe schätzte, und mich deshalb betrübte, sie durch einen solchen Menschen, wie ihr Mann ist, herabgewürdigt zu sehen."

„Und Sie glaubten mit gutem Grunde, ihnen eine würdigere Huldigung darbringen zu können, indem Sie sich zu ihrem Diener machten?"

„Nein, das nicht, Herr Herzog, sondern indem ich Frau von Etioles bewog, die Wünsche Ludwigs XV. zu erhören, oder sogar zu erwecken.“

„Ja, ja, Sie haben Recht,“ sagte der Herzog von Richelieu; „ich glaubte nur, nicht richtig verstanden zu haben.“

„Madame Poisson, die Mutter dieser reizenden Frau, behauptete oft, ihre Tochter sei ein Königsbissen.“

„Sie haben sich wohl durch das Kosten davon überzeugen wollen?“

„Gnädiger Herr, Sie scherzen sehr geistreich; aber ich ersuche Sie, etwas auf das zu achten, was ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen.“

„Ich verstehe vortrefflich: Sie kommen, um mir anzuzeigen, daß Sie die Wirkung bemerkten, welche Frau von Etioles auf den Geist des Königs machte —“

„Daß ich ihr die Mittel angab, diese Wirkung herbeizuführen,“ fiel Bernis dem Herzoge lebhaft in das Wort.

— „Und daß Sie entschlossen sind, alle Ihre Ansprüche auf diese Dame an Se. Maj. den König, unsern erlauchten Gebieter, abzutreten; das ist vortrefflich, Herr Abbé.“

„Eine Liebe, die ich nicht eingestehe, in Abrede gestellt, Herr Herzog, müssen Sie doch meinen Eifer, dem Verlangen des Königs entgegenzukommen, anerkennen.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel; ich erkenne das herrlich an, und werde die Gelegenheit zum Beweise nicht vorübergehen lassen. — Sie meinen also, Herr Abbé, daß man bei Frau von Etioles kühn die Einleitungsformeln, die lästigen Vorkehrungen, ersparen kann? So wird also bei meiner ersten Gesandtschaftsunterhaltung meine Botschaftsrede sich auf die wenigen Worte beschränken: Der König liebt Sie, er wünscht Sie zu besitzen; willigen Sie ein, die Stelle der Herzogin von Châteauroux einzunehmen?“

„Bis auf die Form, Herr Herzog, würden Sie das der Frau von Etioles sagen können.“

„Nun, was die Form betrifft, so verlassen Sie sich auf mich; ich denke, Hof und Stadt wissen, daß ich mich darauf verstehe, eine Frau auf dem

blumigen Pfade der Liebe zum Ausgleiten zu bringen. Bei den Farben, die ich der Schande zu verleihen weiß, genießt man sie mit wahrem Vergnügen. — Abbé, Sie kennen die Verhältnisse der Prätendentin, und werden mir sagen können, ob nicht irgend ein Bruder, ein Vetter, mir den Marschalsstab streitig machen könnte; denn ich hoffe, ihn auf der Toilette dieser neuen Favoritin zu finden, und ich gestehe Ihnen ganz offen, daß es höchst ärgerlich wäre, dem königlichen Lager diese neue Montespan zuzuführen, um für eine andere Person den ersten Grad der Armee zu erlangen, nach welchem ich selbst strebe."

„Fürchten Sie in der Beziehung nichts, Herr Herzog. Auf der Seite der Lenormands stehen nur Finanzmänner, und auf der Seite der Poissons kein anderer Militair, als ein Vetter der Frau von Etioles, Tambour im Regimente von Piemont."

„Nun, nun, wenn der König recht verliebt, und seine Cousine eine eifrige Beschützerin ist, so liegt in ihm der Stoff zu einem Marschal."

„Wie, trotz der gemeinsten Abkunft?"

„Ach, mein Freund, unter den königlichen Kissen, auf denen die Tugend einer hübschen Frau

erliegt, befinden sich mehr Adelsdiplome, als in den Archiven des ganzen Reiches. Aus jedem verliebten Seufzer einer gewandten Favoritin entsteht ein Edelmann."

„Wenn sich also das Reich der Frau von Mailly verlängert hätte," sagte Bernis lachend, „so müßte jetzt ganz Frankreich adelig sein."

„Gut, vortrefflich gesagt. — Ich sehe, Herr Abbé, daß Sie ein Geistlicher sind, dem viele Mittel zu Gebote stehen. Ihrem freundlichen Rathe zufolge will ich also bei der Etioles gerade auf das Ziel zuschreiten, und beim Himmel, ihr Anzug müßte sehr eng sein, wenn ich nicht mit meinem Marschallsstabe aus irgend einer Falte ein hübsches Bischofskreuz für Sie herausangeln sollte. — Gute Dienste müssen würdig belohnt werden."

Richelieu war zu erfahren in allen Arten der Intrigue, um nicht zu durchschauen, daß Bernis jetzt weit mehr Ehrgeiz als Lust verspürte, die Gunst Antoinettens ausschließlich zu genießen, und daß er deshalb ganz natürlich diese Frau benutzte, um aus den niederen Regionen des Glückes emporzusteigen, in denen das Geschick ihn bisher festge-

halten hatte. Der Herzog hatte den Abbé ganz so behandelt, wie dieser es wünschte, aber durfte er darauf rechnen, daß der Höfling seine Versprechungen erfüllte? Gleichviel, dachte Bernis; wenn mich Richelieu vergißt, so springt nur eine Saite meines Bogens; Antoinette und die Erinnerung an die erste Liebe werden Alles vergüten.

„Am nächsten Tage," sagen Memoiren jener Zeit, mit denen ich meine Wahrhaftigkeit gern belege, „ließ Herr von Richelieu die Frau von Etioles bitten, ihm Ort und Zeit zu einer Unterredung zu bestimmen, da er ihr etwas vom Könige zu sagen habe. Der Herzog ging auf das Ziel ohne Umschweife los, da er wußte, daß er deren nicht bedurfte. Die Aspirantinn empfing jedoch den galanten Gesandten Ludwigs XV. nicht in ihrem Hotel, sondern schien ihm in einer Allee der Tuilerien zufällig zu begegnen, und der Abschluß des Vertrags wurde leicht und schnell in Gegenwart mehrer Spaziergänger abgemacht, die ohne Zweifel weit davon entfernt waren, zu glauben, daß der Herzog von Richelieu vielleicht in diesem Augenblicke die Krone von Frankreich vergebe."

Weshalb sollte ich nicht nach diesem Zeit-

genossen auch noch einen besondern Umstand berichten, den ich schwerlich mit so pikanter Naivetät wiederzugeben vermöchte. „Mit Anbruch der Nacht," sagt der Memorialist, „zog Frau von Etioles, welche für ihren Mann sehr unwohl war, sich in ihr Schlafgemach zurück, nachdem sie auf die Stirn einen ehelichen Kuß empfangen hatte, dem die kleine Heuchlerin eine merkwürdige Vergeltung vorbehielt.

„Unter dem Schutze eines doppelten Riegels legte Antoinette mit Hülfe einer vertrauten Kammerfrau eine allerliebste Toilette an, schlüpfte dann über eine geheime Treppe, und schlich sich über den Hof bis zur Ausgangsthür. Die treue Dienerin verlangte, hinausgelassen zu werden, und mit leichtem Schritte erreichte unsere hübsche Abenteurerin die Ecke der nächsten Straße, wo ihrer der Herzog von Richelieu mit einem Wagen wartete. Die debutirende Favorite sprang hinein, der Gesandte Cytherens setzte sich an ihre Seite, die Thür schloß sich, und die Pferde flogen über das Pflaster dahin. Während die Equipage, mit flüchtigen Rossen bespannt, auf dem Wege nach Versailles dahinrollte, bereitete die Vertraute Antoinettens in der Küche

einen Lindenblüthenthee für ihre arme Gebieterinn, die an gewaltigen Kopfschmerzen litt.

„Um neun Uhr Abends trat der Herzog von Richelieu in die kleinen Gemächer, und führte an der Hand eine schöne Dame, welche den braunen Mantel abwarf, in den sie sich bisher gehüllt hatte, und nun die eleganteste und wollüstigste Toilette zeigte. Ludwig XV. hatte auf die Pünktlichkeit seines Günstlings gerechnet; er erwartete Frau von Etioles, und wurde durch ihre bezaubernden Reize geblendet. Die Funken des glühendsten Verlangens sprühten aus den Augen Sr. Majestät.

„Der Herzog von Richelieu sah ein, daß es zu dem Punkte verliebter Unterhandlungen gediehen sei, wo die Herrscher keiner Bevollmächtigten mehr bedürfen, und er entfernte sich, belohnt durch den wohlwollendsten Blick, den Ludwig XV. ihm noch je in seinem Leben zugeworfen hatte. Der Herzog meinte, daß in diesem Blicke zuverlässig ein Marschalsstab liege; ob das Auge des Königs ihm groß genug schien, zugleich auch den Bischofsstab für Bernis darin zu finden, vermögen wir nicht zu sagen.

„Die Sitzung währte lange, um aus der Frau eines neugeadelten Edelmannes die Favorite eines großen Königs zu machen. Der Tag war dem Anbrechen nahe, und der Herzog von Richelieu, welcher die Nacht länger gefunden hatte, als die beiden Liebenden, trat in das Kabinet Sr. Majestät, und hustete ein wenig. Man weiß, daß das Vorsichtigkeitshusten unter den schönen Gewohnheiten des Hofes eine wichtige Rolle spielt. Frau von Etioles erkannte an der Rückkehr des Günstlings, daß der Augenblick zu ihrer Entfernung gekommen sei. Sie stand auf, aber das Lebewohl verlängerte sich gewaltig. Der Herzog mußte daher der vergeßlichen Antoinette lachend sagen, daß ihre Kammerfrau schon seit acht Stunden Lindenblüthenthee besorgte, und daß nach einer so hartnäckigen Migräne Herr von Etioles wohl auf den Gedanken fallen könnte, mit Gewalt in das Zimmer der Kranken zu dringen, und daß dann die Verlegenheit des Kammerkätzchens sehr groß werden möchte. — Der König sagte voll Ungeduld, daß die Ehemänner eine sehr unangenehme Menschengattung wären; Richelieu gestand dies ein, zog aber nichts desto weniger Frau von Etioles mit sich fort.

„Es war Zeit. Das bleiche Licht der winterlichen Morgenröthe begann schon die Bäume der Allee zu beleuchten, als die Abenteurerin und ihr Führer den Wagen erreichten, der außerhalb des Schlosses ihrer gewartet hatte.“

Die gekrönten Liebhaber sind mehr als andere der Gefahr ausgesetzt, die Gunstbezeugungen ihrer Maitressen mit Andern zu theilen, und in diesem Falle befand sich auch Ludwig XV. Denn abgesehen von den periodischen Rückfällen der Zärtlichkeit, die Frau von Etioles für ihren Lehrer an den Ufern der Loire empfand, fühlte sie sich auch von einem Herrn von Bridge ergriffen, mit dem sie erst ganz kürzlich an den Ufern der Marne nach der Natur gezeichnet hatte. Doch der König wußte von dieser doppelten Intrigue nichts, und Se. Majestät zeigten sich eifersüchtig auf den Gemahl Antoinettens.

In einer der ersten Zusammenkünfte der neuen Liebenden machte Ludwig der Frau von Etoiles ohne Umschweife den Vorschlag, in Versailles die Zimmer zu beziehen, welche durch den Tod der Herzogin von Châteauroux vacant geworden waren; Zimmer, die noch von dem Weihrauch dufteten, den

Se. Majestät zu den Füßen seiner Favorite opferten. Antoinette bebte bei dem bloßen Gedanken an ein solches Aufsehen; es schien ihr abscheulich, so gegen einen Menschen zu handeln, der sie der Dunkelheit entrissen hatte, und das Geschick des Marquis von Montespan schien ihr eine schlechte Vergeltung dieser Wohlthat. Ludwig XV. verzichtete auf die Bitten einer angebeteten Geliebten für den Augenblick auf ihre officielle Einführung; bald aber übernahm das Gerücht, was Antoinettens Scrupel nicht gewagt hatten: der Stempel der Schande wurde der Stirn des unglücklichen Lenormand aufgedrückt.

Er weinte zuerst bitterlich, doch auf die Thränen folgten bald Klagen, Bitten, Drohungen. Ludwig XV. fing nun an, eine lebhafte Theilnahme für die Gesundheit des Finanzmannes zu äußern, und ließ ihm durch die Aerzte eine lange Reise anrathen. Der Ehemann sprach voll Wuth von Widerstand, vom Parlamente, und nun baten ihn sechs Musketaire mit aller Höflichkeit, die ärztliche Vorschrift zu beachten, und um dessen gewiß zu sein, begleiteten sie ihn bis Avignon. So reiste er denn ab.

Noch hörte man das Rollen der Räder, welche

Montespan den Zweiten von Paris entführten, als seine Gattin das Oberintendanturgebäude eben so officiell in Besitz nahm, wie ein Minister sein Portefeuille. Eine zahlreiche Menge von Höflingen drängte sich sogleich nach diesen Gemächern, denn Jeder wünschte in den Strahlenbereich der neuen Sonne der Gunst und Gnadenbezeigungen zu gelangen.

Kurze Zeit nach dieser Einsetzung sagte Frau von Etioles eines Tages zu Ludwig XV.: „Sire, ich flehe Sie um die Gnade an, zu machen, daß dieser Name mein Ohr nicht mehr gleich dem lästigen Echo meines Gewissens berührt; er vergiftet die schönen Tage, welche durch Ew Majestät für mich angebrochen sind."

Nun gab es in dem französischen Adelsverzeichnisse einen alten Namen, einst in Limousin berühmt, und kürzlich mit einem Abbé erloschen, der für sechs Francs monatlich sein Brevier durch einen Bedienten sprechen ließ. Dieser Name war Pompadour, und Frau von Etioles nahm ihn an, während sie zugleich den Titel einer Marquise bekam.

So verschwand in den Augen der Leute, welche nach der Gegenwart urtheilen, der Flecken,

den die Favorite mehr in dem Namen, als in den Handlungen fand, durch die er befleckt wurde. Die Marquise von Pompadour glaubte durch eine Adelstaufe alle Schmach ihrer geringen persönlichen Abkunft abgewaschen zu haben. Sie wurde durch einen starken Glauben an ihre Berühmtheit beglückt, und übersah so die Schmach, durch welche sie diese erlangt hatte.

8.

Bernis steigt.

„Ich kann Ew. Majestät die Versicherung geben, daß dieser junge Mensch in der Diplomatie sehr nützlich sein würde," sagte Frau von Pompadour zu Ludwig XV., indem sie mit ihm durch die köstlichen Gebüsche von Klein-Trianon lustwandelte. „Er besitzt Verschlagenheit, Geist, Einbildungskraft; sein Wesen ist geschmeidig, seine Beredsamkeit überzeugend, und in der That, er müßte einen guten Gesandten abgeben."

„Ganz gut, Marquise; aber Sie müssen wissen, daß die Gesandtschaften von Rechtswegen den großen Häusern zukommen. Das ist in Frankreich

so üblich, und mein Adel würde mich steinigen, wollte ich von diesem alten Gebrauche abweichen."

„Sire, der Abbé von Bernis ist von Adel."

„Nicht genug, um Uns bei einer fremden Macht zu vertreten. Unsere Gesandten sind Diamanten, die Wir aus Unserer Krone auslösen, und ihr Glanz muß auf den der Krone selbst schließen lassen."

„Wollen Ew. Majestät vom Verdienst sprechen?"

„Bewahre, von der Geburt. Das Verdienst ist eine Nebeneigenschaft, und es genügt, wenn ein Staatsmann es in seinem Bureau findet, wie Papier, Dinte und andere Schreibmaterialien."

„So werden Ew. Majestät nichts für den armen Bernis thun?"

„Doch, doch, mein Schatz; ich will ihm wohl, weil er Sie interessirt. Ich werde dem Intendanten meiner Gebäude befehlen, ihm in dem großen Dienstthause eine Wohnung anzuweisen."

„Er hat schon eine Wohnung, Sire; der Intendant, den ich im Namen Ew. Majestät um eine Wohnung für Bernis in den Tuilerien bat, war so gütig, es mir zu gewähren."

„Ah, so beschützte ich Herrn von Bernis schon?

Gut, sehr gut, Marquise," fügte Ludwig XV. hinzu, indem er seiner Maitresse mit dem Rücken der Hand die Wangen streichelte. „Aber weshalb verwiesen Sie ihn nach den Tuilerien, da er ja in Versailles wohnen konnte?"

„Es war im großen Dienſthause nur noch eine Wohnung frei, und die bekam, wie ich hörte, Herr von Bridge, den Ew. Majestät auf meine Empfehlung die Gnade hatten, zu Ihrem Stallmeister zu ernennen."

„Nun, was den Abbé betrifft, so wollen Wir daran denken, ihm eine Anstellung zu verschaffen. Ja, eben fällt mir etwas ein. Irre ich nicht, so erzählte mir d'Argenson diesen Morgen, daß unser Gesandter bei der Republik Venedig gestorben ist. Wie wäre es, wenn wir Ihren Schützling da einnisteten?"

„Sire, dieser Beweis von dem Vertrauen Ew. Majestät würde ihn entzücken."

„Ja, ja, das scheint mir ganz passend: ein Gesandter von geringem Adel genügt vollkommen für eine Republik. Wollten wir ihr einen Großen unsers Hofes senden, würden wir ihr allzuviel Ehre erweisen. Marquise, lassen Sie den Herrn von

Bernis benachrichtigen; morgen früh soll sein Patent ausgefertigt werden. Doch nein," fügte der König vertraulich hinzu, „ich bringe es Ihnen selbst noch diesen Abend."

Diese Nachricht kam der Favorite etwas ungelegen; im Laufe des Abends wollte sie Herrn von Bridge empfangen, jenen Herrn, mit dem sie so gerne an den Ufern der Marne nach der Natur zu zeichnen pflegte; übrigens wurde der Besuch des schönen Stallmeisters nicht abgesagt, sondern die Marquise ließ ihn nur bitten, ihn um einige Stunden früher zu machen.

Ja, die Weiber, die Weiber!

Bridge stellte sich pünktlich bei dem beschleunigten Rendezvous ein.

„Sein Sie zufrieden, Sie eifersüchtiger Mensch," sagte Frau von Pompadour, als sie ihn eintreten sah. „Bernis ist zum Gesandten in Venedig ernannt, und wird unverzüglich abreisen."

„Verzeihen Sie, anbetungswürdige Antoinette, doch die Anwesenheit dieses Abbé's —"

„Ueber die Eifersucht! Liebe ich ihn denn etwa? Aber er gab mir vortreffliche Rathschläge, und die Dankbarkeit —"

„Sie machen ihn zum Gesandten, und ich mißgönne ihm dies nicht. Uebrigens, theure Marquise, sein Sie so dankbar gegen ihn, als Sie wollen, — aber aus der Ferne."

„Sie verlangen aber auch gewaltig viel."

„Beklagen Sie sich immer darüber, Marquise?"

„Immer? Nein, wahrlich nicht, aber —"

„Nun, so lassen Sie uns eilen, theure Antoinette, zu den Ausnahmen zu gelangen." — — —

— — — — — — — — —

Der Graf von Bridge verließ die Marquise um zehn Uhr, und um elf kam Ludwig XV.

Am nächsten Morgen bestellte Frau von Pompadour sehr früh ihren Wagen. Sie fuhr nach Paris, und begab sich geradeswegs nach den Tuilerien. Ueber mehre öde Gänge gelangte sie zu den Zimmern, welche der Gesandte, der seine diplomatische Größe selbst noch nicht kannte, im Flügel der Flora bewohnte. Die Favorite beeilte sich, ihm die gute Nachricht zu überbringen; sie wurde von der höchsten Theilnahme, oder vielleicht auch von dem Wunsche getrieben, sich des geleisteten Dienstes zu rühmen.

Eine Marquise, welche die Gunst des Königs

von Frankreich genießt, wartet nicht gern an der Thür eines Abbé's, selbst wenn dieser Herr Abbé so eben zum Gesandten ernannt wurde. Die Klingel an Bernis Thür wurde daher mit einer Heftigkeit gezogen, welche die Ungeduld der Frau von Pompadour deutlich verrieth. Ein sehr fernes „Wer ist da?" antwortete auf den Ruf, wurde aber bald durch das neue Schellen der Glocke unterbrochen. Abermaliger innerer Ruf, abermaliges äußeres Läuten. Der Abbé sah ein, daß er sich ohne Zögern zeigen müsse, und er öffnete daher die Thür in einem Negligé, welches dem so ziemlich gleich kam, das er drei bis vier Jahre früher der Mademoiselle Duménil gezeigt haben würde, hätte er sie bei ihrem Morgenbesuche bis an die Thür begleitet. Wahrlich, der noch nicht herausgegebene Diplomat erwartete die Favorite nicht; als er sie erblickte, war seine Ueberraschung sehr groß, und seine Verlegenheit nicht minder.

„Sie, Frau Marquise, und um diese Stunde?" sagte Bernis, indem er sich die Augen rieb.

„Ich konnte nicht früh genug kommen, dem Herrn Gesandten Glück zu wünschen."

„Was sagen Sie, gnädige Frau?"

„Ich sage, Herr Abbé, daß Sie die Abgeordneten des Staates etwas lange an Ihrer Thür klingeln lassen, ehe Sie öffnen, und daß Sie sie dann noch länger auf dem Gange stehen lassen.“

„Ich bitte millionenmal um Verzeihung, Marquise, aber Sie überraschen mich in einer Lage —“

„Ich kenne Sie, Abbé, und eine solche Lage würde Sie nicht in Verlegenheit setzen, wenn nicht andere Gründe —“

„Und welche Gründe sollte ich haben, um nicht mit dem lebhaftesten Vergnügen eine Dame zu empfangen, die ich ehre —“

„Bernis, Sie sind hier nicht allein, und ich will wissen —“

Mit diesen Worten benutzte Frau von Pompadour eine herrische Gewalt, die sie wahrscheinlich durch öftere Berührung mit dem Herrscher auf sich übertragen wähnte, und zog den Vorhang eines Alkovens auf, in welchem sie in verrätherisch anklagender Lage einen der schönsten weiblichen Köpfe von Paris erblickte: es war Mademoiselle Duménil, die, ohne in Verlegenheit zu gerathen, mit dem Tone geistreicher Persiflage sagte:

„Wahrlich, Marquise, für eine Frau, welche Bernis ehrt, ist das ein auffallendes Benehmen.“

Die Leser wissen, aus welchem Grunde die Frau von Pompadour ihren frühern Anbeter zum Gesandten ernennen ließ, und daß sie durchaus kein Recht hatte, sich eifersüchtig zu zeigen, aber das Sprichwort von dem Splitter traf hier vollkommen ein.

„Vortrefflich, Herr Präbendar von Marmoutiers,“ sagte Frau von Pompadour mit zornerstickter Stimme.

„Da die Frau Marquise wissen, welche Pfründe Bernis bezieht,“ rief die Schauspielerinn lachend, „wird es Ihnen vielleicht auch bekannt sein, daß er sie durch mich erhielt. Sie dürfen sich daher auch nicht wundern, daß er mir einige Dankbarkeit beweist. Er machte eben Randglossen zu der Pfründenliste.“

„Etwas weniger Prahlerei,“ erwiderte Antoinette; „Sie müssen wissen, daß ich nur ein Wort sagen darf, um Sie von einer andern Liste ausstreichen zu lassen.“

„Sie meinen von der der Pensionnairinnen des Théâtre français. Ich weiß, Frau Marquise,

was man von Ihrem Zorne fürchten darf, aber Sie sind so gutmüthig —"

„Was Sie betrifft, mein Herr," fuhr die Favorite fort, indem sie den Abbé mit geringschätzendem Blicke betrachtete, „so hat Ihr geistlicher Eifer sich beim Theater so süße Beschäftigungen geschaffen, daß Ihnen keine Zeit für den Dienst des Königs übrig bleibt, und dieses Patent als Gesandter bei der Republik Venedig, welches ich Ihnen überbringen wollte, muß daher auf einen Andern übertragen werden."

„Sie sind sehr strenge, Frau Marquise," erwiderte Bernis mit geschickt erheucheltem, kläglichem Tone. „Doch Ihre Strenge ist gerecht, und ich darf mich nicht beklagen."

„Ich werde Sr. Majestät sagen, daß Sie, anderweitig ausschließlich beschäftigt, kein Portefeuille annehmen können."

„Fügen Sie, wenn ich bitten darf, noch hinzu, daß ich selbst das Portefeuille nicht behalten kann, welches ich schon besitze. Nach dieser Erklärung werde ich mich beeilen, dem Könige ein kleines Portefeuille von grünem Maroquin mit goldenem Schloß zu übergeben, welches die ganze Correspon-

denz einer allerliebsten Frau enthält, die mir einst wohl wollte. Ich kann die Sammlung vollständig machen, denn ich werde noch einen Brief hinzufügen, den eben diese Dame vor acht Tagen an den Grafen von Bridge schrieb, und den ein Bedienter, der mit dem neuen Gange der Liebesbriefe seiner Gebieterinn noch nicht recht vertraut sein mochte, mir aus Versehen einhändigte."

Durch diese Worte vernichtet, sank die Marquise auf einen Stuhl nieder, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. In ihrem eifersüchtigen Zorne hatte sie die Ausbrüche desselben nicht genug berechnet, denn in der That war sie mit dem Abbé von Bernis zu sehr compromittirt, um ihm schaden zu können. Eine zu späte Ueberlegung zeigte ihr jetzt, daß es dem Abbé leichter sein würde, eine Favorite zu stürzen, als ihr, den Gesandtenposten rückgängig zu machen. Es herrschte einen Augenblick das tiefste Schweigen in dem Zimmer. Der Präbendar von Marmoutiers benutzte diese Pause, um die frühere Einfachheit seiner Kleidung durch einige wesentliche Details zu verringern, und Mademoiselle Duménil, welche sich rasch angekleidet hatte,

trat hinter dem Vorhange edel und stolz hervor, wie Hermione aus dem Zelte des Oreſt.

„Marquiſe,“ ſagte ſie zu der Favorite, „Sie haben Ihre Lage wohl verſtanden: Mein Jahrgehalt des Theaters und das Geſandtſchaftspatent für Bernis ſind jetzt unantaſtbar; und was die Untreue betrifft, deren freilich ziemlich überzeugender Beweis Ihren eiferſüchtigen Zorn erweckte, ſo denke ich, daß Sie ſie jetzt mit minderer Strenge beurtheilen, wenn Sie bedenken, daß die Ungeſchicklichkeit eines Bedienten Ihre Wiedervergeltung verrieth. Es wäre nicht gerecht, von einem Liebhaber eine Beſtändigkeit zu verlangen, von der man ſich ſelbſt freiſpricht; er darf thun, was wir uns erlauben, das iſt ganz gerecht, oder ich müßte mich nicht auf die Sache verſtehn. — Uebrigens iſt Alles, was ich dieſen Morgen ſah und hörte, in das tiefſte Geheimniß begraben; ich erinnere mich an nichts mehr. — Leben Sie wohl, Frau Marquiſe, und verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Ihr Theater und das meinige ſind etwas verſchieden von einander, aber manche Schauſpielerinnen hegen Geſinnungen, welche die Damen des Hofes ſich zum Muſter nehmen ſollten.“

Mit dieſen Worten machte Mademoiſelle Du-

ménil der Frau von Pompadour eine tiefe Verbeugung; diese hatte die Hände noch nicht vom Gesicht genommen, und sagte mit zitternder Stimme:

„Leben Sie wohl, Mademoiselle; ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit."

„Ich habe sie versprochen, und halte stets mein Wort," sagte die Schauspielerinn, welche schon die Thür erreicht hatte. „Herr Gesandter," fügte sie leichtfertig hinzu, „man sieht Sie doch wohl noch vor Ihrer Abreise?"

„Ich werde Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen, Mademoiselle," flüsterte Bernis, ohne eigentlich recht zu wissen, was er sprach.

Die Thür schloß sich.

„Bin ich nun genug gedemüthigt, Herr Abbé?" rief die Marquise, deren Hände jetzt von dem Gesichte herabglitten, welches dunkle Purpurröthe färbte.

„Gestehen Sie, Marquise, daß es Ihre Schuld war."

„Schön, nun machen Sie mir auch noch den Eifer zum Vorwurf, mit dem ich eilte, Ihnen eine Anstellung anzuzeigen, die Sie aus der Menge emporhebt."

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, lassen Sie uns einen überflüssigen Streit nicht von neuem beginnen. Meine Ernennung zum Gesandten in Venedig ist meinem Glücke sehr förderlich; ich will Ihnen gern dafür verpflichtet sein; zwingen Sie mich daher nicht, nur eine Folge Ihrer gegenwärtigen Herzensneigung darin zu erblicken. Wir empfinden jetzt für einander jene Liebe des Gewissens, die man sich unter Leuten von Bildung schuldig ist, wenn eine lebhaftere Flamme erlosch; denn wir müssen uns überreden, daß wir früher nicht nur einer groben Sinnlichkeit folgten. Diese Art veteranenhafter Liebe verträgt sich vollkommen mit der Abwesenheit; diese ist ihr sogar nothwendig, wenn man eine neue Leidenschaft fühlt, nachdem man die alte zu den Invaliden verwies. Das ist die Lage, iin der wir uns jetzt befinden, theure Marquise. Ich habe mich sehr redlich gezeigt: Ich fühlte meine göttliche Antoinette meinen Armen entschlüpfen, und leitete sie leise in die des Königs von Frankreich. Ich hoffe, das heißt handeln! Die königliche Gnade als Pension Ihrer Liebe für einen armen Abbé. — Und habe ich Ihnen etwa Eifersucht gezeigt? Habe ich selbst gezögert, Ihren Fa-

voritenstand mit Richelieu einzuleiten, der, wie man behaupten will, die Aspirantinnen einer eigenen Prüfung unterwirft? Ja, noch mehr; überzeugt, daß die Größe ihre Monotonie hat, schwieg ich über die kleinen Zerstreuungen, die Sie sich mit dem Stallmeister von Beidge erlaubten; ich trieb den Stoicismus sogar so weit, es ganz natürlich zu finden, daß Sie zur bequemern Fortsetzung Ihrer Zerstreuungen dem Herrn sogar ganz in Ihrer Nähe eine Wohnung anweisen ließen.

„Ihr Benehmen, Frau Marquise, war minder großmüthig. Meine Anwesenheit, die Ihnen durchaus nicht hinderlich ist, genirt Sie dennoch, und Sie dachten daran, mich zu entfernen. Der Gesandtschaftsposten in Venedig fand sich, und Ihre Hand benutzte ihn, damit mein Exil zu umhüllen, welches Sie zu Ihrer Sicherheit für nöthig hielten. Dennoch hätte ich mich diesen Morgen Ihnen zu Füßen geworfen, um Ihnen für diese etwas eigennützige Gunst zu danken, wenn nicht Ihr allzu frühzeitig gemachter Besuch mich in einer Lage gefunden hätte, die zu einer Kniebeugung der Dankbarkeit nicht sonderlich paßt.

„Lassen Sie uns gegenseitig einen kindlichen

Zorn vergessen; die Zeit hat, wie wir uns eingestehen müssen, die Rosenkette, die uns an den Ufern der Loire vereinte, ihrer Blüthen beraubt, wenn auch nicht zerrissen. Lassen Sie uns ein festeres Band aus unserm beiderseitigen Interesse knüpfen. Sie sind durch mich, wie ich wohl behaupten darf, Favorite Ludwigs XV., und ich bin durch Sie Gesandter; fahren wir fort, uns gegenseitig zu unterstützen. Ich gehe nach Venedig, und finde dort einen offenen Krieg zwischen dem Senate und dem Papste. Ich werde mich hineinmischen, um die Sache zu beendigen, und werde mich dabei als Freund des heiligen Stuhles zu zeigen wissen. Verstehen Sie mich, liebe Antoinette? Durch den Einfluß Roms wurde Francisca d'Aubigné beinahe Königinn von Frankreich, und wenn es Ihnen gelingt, mir auch nur die kleinste Thür in den Conseil zu öffnen, so verzweifle ich nicht daran, für Sie in einer schönen Nacht die alte Capelle von Versailles erleuchten zu lassen, wenn es nämlich Gott gefällt, unsere fromme Königinn zu sich zu nehmen, um sie der Freuden des Paradieses theilhaftig zu machen. Denken Sie reiflich über Das nach, was ich Ihnen sagte; eine anbetungswürdige Frau, wie

Sie es sind, und ein geschickter Mann, wie ich es zu sein mir schmeichle, können wohl den Hof eines Ludwig XV. lenken, an welchem Alles durch Liebe und Intrigue bewirkt wird. Verständigen sie sich recht, so bleibt der Erfolg gewiß nicht aus."

Die Marquise reichte Bernis die Hand, und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Soyons amis, Cinna." — Dann fügte sie hinzu: „Ich gestehe offen, daß meine Eifersucht sehr lächerlich und ganz zur unrechten Zeit geäußert war. Unsere Liebe muß sich zu höheren Regionen erheben. Sie und ich, wir sind Beide ehrgeizig, und wenn man dies ist, muß man die kleinen Eifersüchteleien des Boudoirs zu unterdrücken wissen, durch welche umfassende Berechnungen jedenfalls gestört werden. Gehen Sie nach Venedig, mein lieber Abbé; dort mögen Sie so lange bleiben, bis Sie Ihre Flügel zu höherem Fluge gestärkt haben. Während Sie die Gnade Benedicts XIV. gewinnen, will ich den Geist des Königs vollends zu beherrschen suchen. Genügen meine Reize nicht, so werde ich die Anderer anwenden; die Mittel der Verführung kümmern mich nicht, wenn nur die Verführung selbst bewirkt wird. Einem so unbe-

ständigen Menschen, wie Ludwig XV., immer zu gefallen, ist unmöglich; aber ich verzweifle nicht daran, ihn immer zu beherrschen, und das ist doch das Wesentliche. Neue Weiber und neue Wollust werde ich ihm verschaffen, so oft er es nur wünscht; meine Gefälligkeit in dieser Beziehung soll selbst seinen flüchtigen Begierden zuvorkommen. Der Favoritenposten muß mir unfehlbar bleiben, wenn ich es verstehe, die Lenkerinn seiner Vergnügungen zu werden, nachdem ich aufgehört habe, die Seele derselben zu sein. Ich denke, es wird mir gelingen."

„Marquise," rief Bernis, „wenn Sie nicht mehr die Seele der Vergnügungen des Königs sind, so müssen Sie die Seele der Geschäfte des Königreiches werden. Es genügt nicht, sich den Herrschern angenehm zu machen; ihr wechselnder Geschmack beschränkt sich selten darauf, den Gegenstand zu verändern; sie wechseln auch die Natur, und wer seinen Einfluß auf die königliche Zuneigung stützte, fällt plötzlich in Ungnade, lediglich weil seine Gefälligkeiten den Kreis der Launen Sr. Majestät nicht mehr berühren. Um an den Höfen stets in Gunst zu bleiben, ist es durchaus erforderlich, sich

nothwendig zu machen, indem man mit Kühnheit sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischt, und sie mit einer Gewandtheit leitet, welche über die Schwierigkeiten triumphirt, oder sie entfernt, und das ist in der Regel eins und dasselbe. Sehen Sie Richelieu, sehen Sie Frau von Maintenon; weder der Eine, noch die Andere hätte Frankreich regiert, wäre der Erste nichts gewesen, als der Höfling Ludwigs XIII., hätte die Zweite Ludwig XIV. nichts gegeben, als Küsse. Sorgen Sie dafür, Frau Marquise, daß ich Zutritt in das Kabinet bekomme, und bald sollen Sie Ludwig XV. und das Königreich beherrschen."

„Treue Verbrüderung, mein lieber Abbé; unauflösliches Bündniß zwischen Ihnen und mir," sagte die Favorite. „Ich verpflichte mich dazu eidlich; wir sind verbunden auf Leben und Tod."

Frau von Pompadour fühlte sich von lebhafter Bewunderung für Bernis ergriffen; die feurige Rede, die er gehalten hatte, verrieth ihr in diesem jungen Manne ungewöhnliche Hülfsquellen, und die Laufbahn, die er der ehrgeizigen Frau versprach, berauschte sie mit Hoffnung und Stolz. Bei ihrer

lebhaften Bewunderung hätte sie eine vollkommene Aussöhnung gern gesehen, aber sie mußte darauf verzichten: Wenn Mademoiselle Duménil einen ihrer Geliebten verließ, so konnte keine später kommende bei ihm auf überzeugende Gründe rechnen.

9.

Bernis fehlt der Favorite.

Die Favorite hatte bald Ursache, die Art ehrenvoller Verbannung, die sie Bernis auferlegte, zu beklagen, denn seine Rathschläge fehlten ihr oft. Der Graf von Bridge, dem man einen sehr passenden Posten anwies, indem man ihn mit den Pferden Sr. Majestät in beständige Berührung brachte, war ein Mann des Handelns bei allen Gelegenheiten, wo er mit seinem Körper bezahlen konnte. Vielleicht legte die Marquise einige Zeit Werth auf diese Art von Eigenschaften; bald aber wurde sie eines Liebhabers überdrüssig, der in einem solchen Grade positiv war, daß seine ganze Unterhaltung sich auf Beweise beschränkte. Wäre er nicht Stall-

meister, sondern Mathematiker gewesen, würde er gewiß viel Ruhm erworben haben. Nun war aber Frau von Pompadour, streng genommen, keine galante Frau. Die Natur hatte ihr jenes Feuertemperament versagt, welches ihr Geschlecht zu unersättlichen Genüssen anspornt. Das Vergnügen zeigte sich ihr nicht immer unter Formen der Wollust, und der Ehrgeiz war jetzt ihre gebieterischeste Begierde.

Seit einiger Zeit hatte die Marquise bei Hofe mit bittern Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ihr Vater, der Herr Poisson, der kürzlich wegen einiger Kleinigkeiten begnadigt worden war, die ihn mit der Gerechtigkeit in Zwiespalt gebracht hatten, erschien in Versailles, und zeigte sich roh wie ein Viehtreiber. Er nannte Ludwig XV. seinen Schwiegersohn, schlug ihn in der großen Gallerie derb auf die Achsel, und mußte endlich auf ein entferntes Landgut verbannt werden, welches die Gnade des Königs ihm geschenkt hatte. Auf der andern Seite hatte der Vetter Tambour im Regimente Piemont sich seiner Cousine empfohlen, und er mußte zum Gardelieutenant erwählt werden; allein das Officiercorps wollte nicht mit ihm dienen, und er wurde daher zu einem Dragonerregimente versetzt. Selbst

die Standeserhebung des Bruders der Favorite, eines Mannes von Geist und Talent, wurde lächerlich gemacht. Herrn Poisson, der den Titel eines Marquis de Vaudière bekommen hatte, nannten die Spötter nicht anders, als marquis d'avant-hier (Marquis von vorgestern).

Das Alles nützte keineswegs dem Einflusse, den Frau von Pompadour zu erlangen strebte. Die gemeinen Höflinge, die jedes Mittel zu ihrer Erhebung ergreifen, und sich deshalb in den Strahlen der Sonne wärmen, erschöpften sich zwar in Schmeicheleien und Kriechereien, allein der hohe Adel und die Prinzen versagten ihr jede Huldigung, und Mehre derselben behandelten sie mit einer sehr auffallenden Vertraulichkeit. Der Prinz von Conti und der Graf von Charolais z. B. traten mit unentblößtem Haupte bei ihr ein; der Prinz von Soubise setzte sich ohne Umstände auf ihr Bett. Ja, die Hofgunst ist zuweilen etwas bitter zu verschlucken.

In dieser Lage, in welcher viel Gewalt über das Herz des Königs sich für Frau von Pompadour mit häufigen Demüthigungen durch einen neidischen Adel mischte, fühlte sie, daß der Abbé von Bernis,

ein geschmeidiger Mensch, ein geschickter Schmeichler, ein gewandter und umsichtiger Geist, ihr ein werthvoller Verbündeter sein mußte. Die Marquise arbeitete mit eben so viel Eifer an der Rückberufung des Gesandten, als sie ehedem zu dessen Entfernung gezeigt hatte. Aber so wie er es vor seiner Abreise verkündete, hatte unser Diplomat sich in die Streitigkeiten gemischt, die seit langen Jahren zwischen Rom und Venedig herrschten. In Folge dieser Einmischung erblickte der Unterhändler, wenn auch nur in großer Ferne, den römischen Purpur als Preis für seine Bemühungen. Ein Candidat des Cardinalhutes muß sich vor allen Dingen dem Vatikane gut empfehlen; das Uebrige ist ziemlich leicht, wenn man nur einige Gewandtheit besitzt, und Bernis, der Freund der Favorite des Königs, mußte früher oder später den Eintritt in das Cabinet von Versailles erlangen.

Sein Interesse forderte daher, in Italien den Abschluß des Vertrages zu erwarten, an dem er mit allem Eifer arbeitete. Er gab deshalb der Frau von Pompadour in dem Briefwechsel, den er ununterbrochen mit ihr unterhielt, zu verstehen, daß er zu ihrem gemeinschaftlichen Vortheile nicht eher nach

Frankreich zurückkehren dürfte, als bis er am römischen Hofe einen großen Einfluß erlangt hätte.

„Unser heiliger Vater," schrieb er eines Tages der Favorite, „ist mächtiger, als man in Ver„sailles glaubt; fangen die Jesuiten nicht schon wieder „an, ihre Krallen über den Hof auszustrecken? Vor „allen Dingen rathe ich Ihnen, mit diesen Men„schen in gutem Einverständnisse zu bleiben. Ihr „liebliches Reich ist gegen die Angriffe derselben nicht „gesichert, und sie können eben so gut neue Favo„ritinnen schaffen, als Minister und Marschälle von „Frankreich. Sie wissen, daß man dergleichen schon „gesehen hat."

Halb durch eigne Eingabe getrieben, halb durch die Rathschläge ihres Freundes Bernis unterstützt, erhielt sich Frau von Pompadour glorreich oder vielmehr kühn in der Mitte einer Menge von Intriguen, die zu ihrem Sturze angesponnen wurden. Die Marquise hatte den Geist der schönen Künste, doch nicht den der Geschäfte. Durch das viele Hören davon hatte sie sich jedoch allmählig einen politischen Jargon gebildet, der zuweilen ziemlich vernünftig klang. Durch den Briefwechsel mit Bernis

hatte sie sich mit der Diplomatie vertraut gemacht; mit den kriegerischen Ausdrücken durch den Umgang mit dem Marschal von Sachsen; mit den Grundsätzen der Verwaltung, indem sie an der Thür des Conseilkabinettes lauschte. So viel ist noch nicht einmal nöthig, um die Ansprüche einer Favorite zu sichern, deren Macht ohnehin schon begründet war. Die oberflächlichen Kenntnisse genügten ihr, sich bei den ängstlichen Ministern in Furcht zu setzen, und später die zu stürzen, die ihr die Spitze bieten wollten. Abgesehen von dieser Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten, theilte Frau von Pompadour mit dem Herzoge von Richelieu das Departement der Vergnügungen. Zu gewandte Favorite, um eine eifersüchtige Maitresse zu sein, wies sie dem Könige seit dem Jahre 1749 manche Eroberung zu, d. h. noch nicht volle fünf Jahre nach ihrer Besteigung des Thrones der Liebe. Zu gleicher Zeit aber dachte sie daran, den liebenswürdigen Eigenschaften, die sie besaß, in den Augen Sr. Majestät einen neuen Glanz zu verleihen. Die Marquise überließ willig die Sinne des Königs den Eintagseroberungen, aber sie hoffte, sein Herz durch die Verführungskünste des Geistes zu fesseln, den Ludwig XV.

zu würdigen verstand, und den bei Hofe Niemand in einem so hohen Grade besaß, als sie.

Bisher hatte Antoinette Poisson in die kleinen Gemächer die Laster eingeführt, denn Ludwig XV. liebte die unschuldigen Vergnügungen nicht sehr. Ein gewisser Hang aber, für einen Menschen von Geschmack zu gelten, machte, daß der König den Plan annahm, in den kleinen Gemächern theatralische Vorstellungen geben zu lassen. Dieser Plan, den die Marquise unter der Hand ausgearbeitet hatte, wurde dem Könige mit einem so lebendigen Lobe über das Talent der Marquise in Bezug auf diese Kunst vorgelegt, daß Se. Majestät lebhaft wünschten, es zu prüfen.

Der Erfolg war vollkommen; Frau von Pompadour gewann den lebhaftesten und allgemeinsten Beifall, und die Liebe des Königs schöpfte aus dieser Quelle wenigstens für zehn Jahre neues Leben. Die Schauspieler waren die Herzoge von Chartres, Ayen, Nivernais, Duras, Coigny, die Marquis von Entragues, Courtaurour und der Graf von Maillebois. Unter den Schauspielerinnen befanden sich die Damen von Pompadour, von Brancas, von

Estrades und von Marchais. Der Herzog von La Vrillière versah das Amt eines Directors.

Einige Tage nach der Einsetzung dieser erlauchten Truppe schrieb die Marquise an den Gesandten von Venedig: „Häng' Dich auf, Bernis, denn es „ist für das Theater der kleinen Gemächer ein „Souffleur ernannt worden, und Du bist es nicht. „— Weshalb, mein Freund, haben Sie Ihre Rück„kehr nicht beschleunigt, zu der ich Ihnen endlich „den Befehl übersende. An den Hof durch das Loch „des Souffleurs zurückzukehren, wäre ein Meister„streich gewesen. Der König träumt jetzt nur vom „Theater, und kennt keinen andern Lohn, als für „Alceste, Valer, Frontin oder Sganarelle; dies Jahr „werden die Ritter, die Großkreuze des Ordens ge„wiß aus den Schauspielern der kleinen Gemächer „erwählt, und man wettet für Sganarelle und „Frontin.

„Da Sie nicht zugegen waren, haben Se. Ma„jestät den Abbé von Lagarde unter der Bedingung „zum Souffleur ernannt, sein geistliches Gewand „auszuziehen, ehe er in das Loch steigt."

Nothwendigerweise waren einige Schöngeister erforderlich, aber man konnte sie unter dem Adel

nicht eben häufig finden. Man erlangte zuerst vom Könige den Zutritt für Gresset, Crébillon und Moncrif; dann setzte Frau von Pompadour fast mit Gewalt die Zuziehung Voltaire's durch, gegen den Ludwig XV. einen ziemlichen Widerwillen hegte, ungeachtet er Kammerherr war. Die Königinn und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs, widersetzten sich besonders, so viel sie es vermochten, dem Erscheinen des boshaften Arouet bei Hofe, aber die Bitten der Marquise trugen den Sieg über den Widerstand der Prinzessinnen davon. Der Fürst der Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts wurde also zu den theatralischen Vorstellungen im Kabinet zugelassen; die edlen Schauspieler spielten sogar seine Stücke Nanine und L'Enfant prodigue, welche mit lebhafter Bewunderung aufgenommen wurden. Dieser neue Triumph, den Voltaire der Frau von Pompadour verdankte, wie früher seinen Sitz in der Akademie, berauschte den Dichter in solchem Grade, daß er an seine Beschützerinn ein schmeichelhaftes Madrigal richtete, dessen Inhalt er nicht gehörig berechnet hatte. Sie war nicht minder trunken vor Eitelkeit, wie ihr Panegyrist, und setzte die Verse eben so unbedachtsam im Umlauf, wie er

sie niedergeschrieben hatte; denn es wurde darin der Wunsch ausgesprochen, daß das ohne Zweifel wegen des doppelten Ehebruches nicht sehr achtungswerthe Verhältniß zwischen dem Könige und der Frau von Pompadour für ewig bestehen möchte.

Wie konnte ein Mensch von so vielem Geiste, wie Voltaire, das Unpassende nicht einsehen, die Laster des Herrschers von Frankreich zu besingen, und die Fortdauer eines solchen Aergernisses zu wünschen. Das unglückliche Madrigal wurde lebhaft in den Salons getadelt, wo man dem lasterhaften Beispiele des Königs am eifrigsten nachahmte; Niemand aber zeigte sich heftiger gegen das Gedicht und den Dichter, als Mesdames, die, wie erwähnt, Voltaire verabscheuten. Die Prinzeß Marie Louise zeigte sich noch erbitterter, als ihre Schwestern, während sie doch an das Sprichwort von dem Splitter und dem Balken hätte denken sollen; sie schrie noch stärker, als die Königinn, die doch das größte Recht gehabt hätte, sich zu beklagen. Diese Prinzeß, so sündhaft, daß sie, wie man sagte, schon durch ihre Sünden selbst bestraft wurde, bestimmte Ludwig XV., den Verfasser der Henriade zu exiliren. Auf die Ungnade des Dichters wäre

beinahe auch die der Favorite gefolgt, gegen welche der König durch die Prinzessinnen in einem gewissen Grade aufgebracht worden war. Doch in dem Augenblicke, wo das Gewitter sich aufthürmte, langte Bernis von Venedig an, und brachte unter seiner Gesandtschaftsbagage eine reizende Albaneserinn mit, die Frau von Pompadour Ludwig XV. zuführte. Diese Italienerinn eroberte die ganze Gewalt der Marquise über das Herz des Königs wieder, während Frau von Pompadour nach fünfjähriger Trennung mit ihrem theuern Abbé die schönen Tage, oder vielmehr die schönen Nächte des Schlosses Tournehem erneuerte.

10.

Staatsstreich des Boudoirs.

Die Liebe hat über die Ehe den Vortheil, daß sie ihren Honigmond nach einer kurzen Abwesenheit sich erneuern sieht; währte die Trennung lange, so entsteht fast eine neue Leidenschaft. Mehrere Monate lang dachten unsre Liebenden nur an das Glück, sich wiederzusehen; aber endlich kam auch der Ehrgeiz wieder an die Reihe, und die Favorite wollte sich rächen.

Unter den Mächtigen, die sich der Verschwörung der Prinzessinnen angeschlossen hatten, befand sich auch der Graf von Maurepas, Minister der Marine. Er war von Natur ziemlich boshaft, und liebte Frau von Pompadour nicht; täglich machte er in

seinem vertrauteren Kreise die beißendsten Anmerkungen über die Favorite, und oft waren selbst Spottgedichte im Umlauf, die man ihm zuschrieb. Ludwig XV. hatte sich aber an diesen Staatsmann gewöhnt, wie man sich an die Hofhunde zu gewöhnen pflegt, die man schon bei seiner Geburt in dem Hause seines Vaters fand; er hatte ihn stets als Minister gekannt, und glaubte, wenn auch mit Unrecht, daß die Erfahrung dem Grafen Verdienste verliehen habe. Es schien daher schwer, das alte Hofinventarium zu verstoßen, und die Favorite wagte den Versuch dazu nicht; sie wartete auf eine günstige Gelegenheit, z. B. auf die Auffindung irgend einer frischen Schönheit. Auf den Besitz derselben konnte man dann die ausdrückliche Bedingung stellen, Maurepas zu entfernen; die Entlassung eines Ministers ist eine jener kleinen Gunstbezeigungen, welche ein Herrscher der Lieferantinn seiner Freuden nicht leicht versagt.

Die Gelegenheit zeigte sich aber nicht, obgleich Bernis sie eben so eifrig suchte, als seine Freundinn. Für einen Menschen, der sich in die Staatsgeschäfte gemischt hat, ist es stets gut, auf die Erledigung eines Ministeriums hinzuarbeiten: eine Taktik, die

seit undenklichen Zeiten befolgt wird. — Eines Abends, als der Abbé vor seinem Betpulte saß, und in seinem Gedicht: „Die vier Theile des Tages" blätterte, schlug er sich plötzlich vor die Stirn, ergriff ein Blatt Papier, und improvisirte einen Quatrain, den alle Memoiren jener Zeit wiederholen:

„Wie reich ist sie an Reizen,
Voll Leben, Anmuth, Frische;
Die Blumen sprossen unter ihren Füßen,
Doch leider — sind sie weiß." *)

„Herr von Maurepas," rief dann der Dichter, indem er sich freudig die Hände rieb, „Sie machen Epigramme? Nun, meiner Treu, so sollen Sie auch dieses gemacht haben. Zunächst muß ich daran denken, es an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Der Hof ist in Marly; ich habe einen Freund beim Mundschenkenamte; diese vier Verse sollen morgen unter der Serviette der theuern Antoinette liegen. Auch sie wird glauben, daß Maurepas der Dichter ist, sie muß es glauben, und ich werde sie auf die Idee bringen, wenn sie sie nicht von selbst bekömmt. Uebrigens kann ich mich gewiß

*) Der sehr obscöne Doppelsinn des Französischen läßt sich nicht wiedergeben; es scheint aber auch nicht nöthig zu sein.

auf die Marquise verlassen: unser muthmaßlicher Epigrammenschmidt wird entlassen; es entsteht eine Veränderung mehrerer Staatsmänner, und ich müßte sehr ungeschickt oder sehr unglücklich sein, wenn ich dies nicht benutzen könnte, um in den Conseil zu schlüpfen. — Vortrefflich! Aber ich muß mich hüten, meine Handschrift zu zeigen, und selbst meine Tasche darf nicht wissen, daß das Epigramm von mir ist. — Durch wen lasse ich es denn nur abschreiben? — Ich hab's! Babet, meine ehemalige Nachbarinn, das Wäschermädchen. — Ich erinnere mich, daß ein Gardeunteroffizier sie gelehrt hat, Fractur zu schreiben. — Ich muß sie kommen lassen. — Saint-Jacques!"

„Was befehlen der Herr Abbé?"

„Geh sogleich zu Babet."

„Der ehemaligen Wäscherinn des Herrn Abbé?"

„Ja."

„Ich glaubte, der Herr Abbé hätten sie aufgegeben, weil sie zu dreist wurde?"

„Und zu unersättlich, Saint-Jacques. Aber ich bedarf ihrer, und Du mußt sie mir noch diesen Abend zuführen."

„Der Herr Abbé haben sie seit so langer Zeit vernachlässigt.“

„Sage ihr, ich wäre erst gestern von meiner Gesandtschaft zurückgekehrt. Daß ich sie heut schon rufen lasse, zeigt einen lebhaften Eifer, und Babet fühlte sich stets sehr geschmeichelt durch den Eifer, der sich Abends kund gab.“

„Ich eile, Herr Abbé.“

Das hübsche Wäschermädchen von ehedem war eine derbe Schönheit geworden, die dem dreißigsten Jahre nahe stand. Sie eilte auf den ersten Ruf ihres ehemaligen Nachbars herbei, und ungeachtet des unbesieglichen Widerwillens, den dieser gegen die athletischen Schönheiten empfand, mußte er eine gewaltige Umarmung aushalten; ja, er stellte sich sogar, als erwidere er sie von Herzen.

„Du siehst, Babet,“ sagte er, „daß ich Dich unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Italien rufen lasse.“

„Der Herr Abbé sind sehr gütig. Ei, ich habe aber auch Alles liegen lassen, um zu Ihnen zu kommen. Hilf Himmel, mein kleiner Nachbar von ehemals. Ich hätte eigentlich den Ueberwurf eines

Vicars noch falten sollen, denn er wollte ihn diesen Abend abholen."

„Ei, ei, Babet."

„Kleiner Abbé, keine boshaften Anmerkungen, denn was meine Tugend betrifft, die hat nicht die kleinste Falte bekommen."

„Nun ja doch, Babet, Du hast es nur mit dem Kragen des Vicars zu thun."

„Wir armen Mädchen haben keine so weiten Herzen, als die schönen Damen vom Hofe. Da ist z. B. eine Parlamentspräsidentinn, für die ich wasche, die hat in ihrem Herzen zugleich Platz für einen Gendarmen, einen Musketair, einen Maltheserritter und einen Genovefianer. — Ich aber," fuhr Babet fort, indem sie die großen, schwarzen Augen zu Boden senkte, was der Ungewohnheit wegen nicht gut gehen wollte, „ich bin meinem Nachbar treu geblieben, denn ich sagte immer, er wird schon wiederkommen."

„Wirklich, Babet? Ei, das ist ja allerliebst. — Aber wie sieht es denn mit dem Unteroffizier aus, der Dich in der Fracturschrift unterrichtete?"

„Ach, Sie boshafter Mensch, Sie wissen wohl, daß das vorher war."

„Ach ja, Du hast Recht. — Apropos, ich wäre neugierig, zu sehen, ob Du die schöne Handschrift, die Du von ihm lerntest, noch jetzt hast."

„Das will ich meinen. — Wären wir in meinem Stübchen, so wollte ich Ihnen mehr als zwanzig Briefe zeigen, die ich Ihnen geschrieben habe, während Sie in Venedig waren, die ich aber nicht abzuschicken wagte."

„Wirklich, Babet?" rief der Abbé, und diesmal war er es, der von Herzen seine ehemalige Nachbarinn umarmte. Er erinnerte sich, daß Mademoiselle Duménil ihm in dem Zeitraume von fünf Jahren nur dreimal geschrieben hatte, daß die Briefe Antoinette Poisson's ihn von wichtigen Geschäften unterhielten, und folglich war der Vergleich ganz zu Gunsten des Wäschermädchens Babet.

„Wir sind nicht bei Dir zu Haus, meine liebe Babet," sagte Bernis, der seinen Zweck nicht aus dem Auge verlor, „und ich möchte wohl sehen, wie Du schreibst; ich habe Absichten für Dich."

„Wirklich, mein kleiner Abbé?" erwiderte das Wäschermädchen, welches immer mehr zur Mittheilung geneigt wurde.

„Gewiß, und sobald ich nur ein Haus eingerichtet habe, mache ich Dich zu meiner Haushälterinn. — Also setze Dich dahin, und schreibe, was ich Dir dictiren werde.“

„Mit meiner schönsten Handschrift, nicht wahr?“ fragte die dicke Wäscherinn, indem sie sich an Bernis Pult setzte. „Die Schrift, die ich bei meinen Briefen an Sie anwendete?“

„Dieselbe, mein liebes Kind.“

„Ich bin fertig!“

Und der sonderbare Secretair schrieb mit etwas schülerhaften, aber sehr leserlichen Zügen das Epigramm, welches der Abbé ihm Wort für Wort, Buchstaben für Buchstaben dictirte.

„Vortrefflich, liebe Babet,“ sagte der Abbé, mit dem Erfolge sehr zufrieden; „ich sehe, daß Du eine vortreffliche Haushälterinn abgeben wirst.“

„Ei, was haben Sie mir denn da dictirt?“ sagte Babet verwundert; „das sieht eben nicht aus, wie eine Küchen- oder Wirthschaftsrechnung. Man sollte vielmehr ein Spottgedicht darin erblicken, wie Sie ehemals an den Merkur schickten, als wir noch zusammen in der Rue du Puits-qui-Parle wohnten.“

„Ich habe Dir das Erste, Beste dictirt, was mir in den Kopf kam. — Aber jetzt muß ich Dich verlassen, Babet. Ich habe ein Rendezvous."

„Mit einer Dame, darauf wollte ich wetten."

„O nein, ein Hofkaplan predigt diesen Abend in Saint-Sulpice, und man muß mich bei dem Gottesdienste sehen. Es sind zwei bis drei Bisthümer vacant."

„So wollen Sie mich also fortschicken?" sagte die Wäscherinn, indem sie abermals ein bescheidenes Wesen durch das ungewohnte Niederschlagen der Augen versuchte.

„Nein, liebes Kind, Du kannst auf mich warten; aber Saint-Jacques darf es nicht wissen. Du siehst wohl ein — das decorum — wir müssen die Lichter auslöschen."

„Ach, das ist ein fatales decorum, welches mich zwingt, den ganzen Abend im Dunkeln zu bleiben."

„Ich werde bald wieder zurückkommen."

„Mein kleiner Abbé, ich werde Sie auf recht bequeme Weise erwarten, das können Sie glauben."

„Ich verstehe Dich; vortrefflicher Gedanke!"

Und mit dem berüchtigten Epigramm versehen, welches Babet abgeschrieben hatte, eilte Bernis aus dem Zimmer. Als er durch das Vorgemach kam, sagte er zu Saint-Jacques: „Folge mir; ich habe Dir Befehle zu geben.“

Babet blieb allein in dem Zimmer.

Am nächsten Morgen frisirte Saint-Jacques seinen Herrn vor einer Toilette, die fast eben so zierlich und niedlich war, als die einer jungen Marquise.

„Du sagst also, daß Alles ganz vortrefflich abgegangen ist?“ fragte der Abbé, indem er den wohlwollendsten Blick in seinen Spiegel warf.

„Sie hat nichts geahnet.“

„Ein köstliches Abenteuer! Ich will damit ein Souper der Duménil belustigen. — Du hast sie also vor Anbruch des Tages fortgeschickt?“

„Ueberzeugt, daß der Abbé von Bernis sie mehr liebe, als je.“

„Ich glaube, Herr Saint-Jacques, sie wird gesagt haben, eben so sehr, als früher.“

„Nein, ich schwöre Ihnen, gnädiger Herr, sie hat gesagt, mehr.“

„Nun, das ist auch möglich; desto besser für Dich und für sie.“

„Was mich betrifft, so kann ich antworten: Einmal ist keine Gewohnheit. Sollte dergleichen sich aber erneuern, so sind der Herr Abbé gewiß gerecht genug, meinen Gehalt zu vergrößern."

„Das versteht sich von selbst. Aber nun mach schnell, Saint-Jacques; ich will noch vor dem Diner des Königs in Marly sein."

Der Freund bei dem Mundschenkenamte diente dem Abbé ganz nach Wunsch. Das Epigramm wurde unter die Serviette der Frau von Pompadour gelegt, ohne daß irgend eine Seele es bemerkte. Antoinette entfaltet ihre Serviette, erblickt das Papier, liest es, und sinkt ohnmächtig nieder, indem sie das freche Epigramm in der Hand zerdrückt. Es entsteht ein gewaltiger Tumult unter allen Anwesenden; der König springt auf, und eilt zu seiner Maitresse, die er mit allen Beweisen der Sorgfalt überhäuft.

Ludwig XV. war bald über den Gesundheitszustand der Marquise beruhigt, die zum Bewußtsein zurückkehrte; allein er fühlte eine gewaltige Neugier, den Inhalt des Papieres kennen zu lernen, das er erblickt hatte. Er öffnete leise die Hand Antoinettens, deren krampfhafte Zuckungen allmählig von

ihrer Gewalt verloren. Se. Majestät lasen die vier Verse, und die Umstehenden behaupteten, der König habe dabei auf eine Weise gelächelt, welche etwa bedeutete: Nun, im Grunde genommen hat der Satyriker Recht.

Als Frau von Pompadour bemerkte, daß ihr königlicher Geliebter das Epigramm gelesen hatte, sank sie in eine neue Ohnmacht, die so fest war, daß man sie zu Bette tragen mußte.

Während dieses Tumultes flüsterte der Mundschenkenbeamte, von Bernis geschickt angestiftet, dem anwesenden Dienstpersonale zu, daß die beleidigenden Verse von dem Grafen von Maurepas wären. Binnen weniger als zwei Stunden war die Nachricht im ganzen Schlosse verbreitet; die Gardes-du-Corps wußten das Epigramm bald auswendig, welches ein Kammerherr über die Schulter des Königs gelesen hatte, und welches sogleich mehrmals copirt worden war. Aus dem Wachsaale ging das verletzende Epigramm in den Stall über, und Pagen vervielfältigten die Exemplare. Abends bei dem Spiele des Königs kannte alle Welt die Verse, so wie den muthmaßlichen Verfasser derselben.

Noch vor Beendigung des Abends gelangte

der Wiederhall der Salons zu dem Bette der Frau von Pompadour, an welchem die treue du Hausset, jene neugeadelte Kammerdame, bemüht war, ihre Gebieterinn zu trösten. Von diesem Scandal unterrichtet, wurde Antoinette von einer wahren Raserei ergriffen; schreckliche Krämpfe befielen sie; ihr prachtvolles Negligé, der Kantenbesatz ihres Kopfkissens, flogen zerrissen umher; die schönen Haare der Marquise bedeckten ihren Busen und ihre alabasterweißen Schultern; bedenkliche Fieberphantasien bemächtigten sich der Kranken; man glaubte den König rufen zu müssen, denn das Leben seiner Geliebten schien in Gefahr.

Die Marquise erkannte jedoch Ludwig XV., als er zu ihr eintrat; man konnte selbst bemerken, daß die Krämpfe ihr so glücklich dienten, Sr. Majestät nur anmuthige und verführerische Lagen zu zeigen.

„Sire," rief die Marquise, „entfernen Sie das Ungeheuer mit dem grinsenden Lächeln — es ist Maurepas — sehen Sie nicht, daß er mich mit den Krallen zerreißen will, die aus seinen Aermeln hervorkommen. — Entfernen Sie ihn — Sire — er faßt mich — nein, nein, es ist keine Feder, die

er in der Hand hält — es ist ein Dolch — er öffnet mir die Adern, der Nichtswürdige! — Er schreibt mit meinem Blute das entsetzliche Epigramm. — Sehen Sie, Louis, sehen Sie die gräßlichen Zeilen — wie sie von Blut triefen." —

„Beruhigen Sie sich, theure Antoinette," erwiderte Ludwig XV. bis zu Thränen gerührt. „Der Schuldige soll seiner Strafe nicht entgehen."

In der That erfuhr Maurepas, der das Epigramm nicht einmal kannte, am nächsten Abend auf einem zehn Stunden von Versailles entfernten Landgute, daß sein Portefeuille ihm genommen sei, weil er die frechen Verse dichtete.

Die Marine wurde dem Herrn Rouillé, bisherigen Staatsrath, ertheilt, und an dessen Stelle trat der Abbé von Bernis.

Es lebe die Gerechtigkeit der Höfe!

11.

Unterrock No. 2.

Bernis gelangte nicht so schnell zum Ministerium, als er es gehofft hatte. Es gab einen unleidlich rechtschaffenen Menschen, der mit aller Macht die ehrgeizigen Intrigants zurückwies, und dieser lästige Mensch, der Marquis d'Argenson, war leider sehr nützlich. Der Schützling der Favorite irrte in den zweiten Regionen der innern und äußern Politik umher; er zupfte den rechtschaffenen Minister durch beißende Satyren und geschickt verbreitete Epigramme am Mantel; d'Argenson behielt nichts desto weniger das Departement des Krieges, welches er geschickt und treu verwaltete. Frau von Pompadour zerriß vergeblich mit den Zähnen und Nägeln

den Ruf d'Argenson's; die Wunden, welche sie ihm beibrachte, heilten schnell. Antoinette und ihr tonsurirter Liebhaber waren in Verzweiflung; die Zeit verfloß, und stets fand die Marquise neue Schwierigkeiten auf ihrem Wege; es gab am Hofe noch Leute, die mächtig genug waren, den Lauf ihres Triumphwagens von Zeit zu Zeit zu hemmen.

Es war jedoch für die Favorite und Bernis von der höchsten Wichtigkeit, d'Argenson, den hartnäckigen Vertheidiger der ältern Bündnisse Frankreichs, die nach dem Systeme Richelieu's geschlossen worden waren, zu stürzen. Antoinette Poisson und der Ex-Gesandte in Venedig waren dahin übereingekommen, daß Ludwig XV. nicht länger der Alliirte Preußens sein könnte. Wenn nicht schnell ein Bruch zwischen diesen beiden Mächten entstand; wenn der Vielgeliebte sich nicht schnell mit Maria Theresia verbündete, so war es um den Ruhm und das Glück Frankreichs geschehen. Die Gefahr zeigte sich ungeheuer groß, denn Friedrich II. hatte in den vertrauten Unterhaltungen zu Potsdam Frau von Pompadour Unterrock No. 2. genannt, und in einem Briefe, den der preußische Monarch an Voltaire geschrieben, hatte er sich die Aeußerung erlaubt:

„Man hüte sich vor Bernis unfruchtbarer Fruchtbarkeit.“

Man kann leicht begreifen, daß nach dieser doppelten Beleidigung jedes gute Einverständniß zwischen Berlin und Versailles unmöglich wurde.

„Ludwig muß mit diesem Preußen brechen,“ rief die Marquise, „oder ich verzichte auf meine—“ Sie wollte Ehre sagen, aber aus gewissen Gründen machte sie eine Pause, und sagte dann: auf meine Gunst, und das war allerdings weit logischer gesprochen.

„Mein lieber Bernis,“ fuhr Antoinette fort, „wie ziehen wir uns aus dieser Verlegenheit, denn er rechnet auf seinen d'Argenson, wie der Teufel auf eine Jesuitenseele.“

„Sachte, Frau Marquise; solche Leute wollen wir nicht antasten. Mit einiger Ausdauer werden wir schon noch über den Widerstand des grünen Tisches triumphiren; aber die ehrwürdigen Väter des heiligen Ignaz, das ist wahrlich eine ganz andere Macht! — Uebrigens steht Gott selbst uns sichtlich bei, denn er hat eben den armen Saint-Contest, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu sich berufen.“

„Das ist eine gute Neuigkeit, Bernis; ich will Sie für ihn einschieben.“

„Nein, Marquise, die Zeit ist noch nicht gekommen; lassen Sie uns nicht vergessen, daß d'Argenson den Vorsitz an der Tafel des Conseils führt; er würde mich bald zu entfernen wissen, und wir dürfen unsere Pläne nicht mit einer Ungnade durchkreuzen. Rouillé ist ein vortreffliches Sprachrohr für die auswärtigen Angelegenheiten; ihm müssen wir das Portefeuille geben; ich leite es in seinem Namen, und wenn es uns endlich gelingt, d'Argenson zu vertreiben, stürze ich meinen Rouillé mit der größten Leichtigkeit. Das ist ein Mensch, den man nach Gefallen auf und niederzieht: man könnte ihn zum Könige von Frankreich und dann zum Handlungsdiener machen, und er würde für einen Posten so gut passen, wie für den andern.“

„Bei dem Ersten begreife ich es,“ erwiderte die Favorite lachend; „alle Welt kann König sein, denn die Gnade Gottes mischt sich mit hinein; — aber Handlungsdiener? Das ist etwas Andres. Ich glaube, nicht ein Monarch in ganz Europa würde

den Gehalt eines Handlungscommis verdienen können."

„Sehr geistreich bemerkt, meine Antoinette; aber lassen Sie uns zu unserm lieben Rouillé zurückkehren, der doch, was er auch thun möge, überall verrosten wird *)."

„Lieber Abbé, Sie plündern Roquelaure mit Ihren Witzen. — Sie meinen also, daß Rouillé zu den auswärtigen Angelegenheiten paßt?"

„Ohne Zweifel, und eben deshalb, weil er eigentlich zu nichts tauglich ist."

„Nun, so will ich diesen ganzen Tag mein aufreizendes System befolgen, heut Abend den König zurückhalten, und morgen ist unser Mann Minister. Aber der ungeleckte Bär, der d'Argenson, bleibt doch noch immer im Conseil."

„Sollten Sie nicht unter der Hand Jemand haben, der es auf geschickte Weise verstände, ihm bei dem Könige zu schaden?"

„Ich hatte die beiden letzten Launen Ludwigs, Frau von Estrade und Frau von Mirepoix damit

*) Unübersetzbares Wortspiel zwischen dem Namen Rouillé und dem Verbo rouiller.

beauftragt; allein als sie dies Kapitel berühren wollten, bat der König sie, zu dem Departement der Vergnügungen zurückzukehren."

„Wenn Herr von Beauveau es versuchte; der König ist sehr gnädig gegen ihn gesinnt, und ich glaube, daß er im Stande wäre, allmählig den Credit des Herrn von Argenson zu untergraben. Ist nur einmal die Basis dieses Colosses angegriffen, dann noch ein tüchtiger Stoß, und ich denke, er soll fallen."

„Aber auf welche Weise, Abbé, soll ich denn Herrn von Beauveau für unsere Sache gewinnen?" erwiderte die Favorite, indem sie ein wenig erröthete; „ich stehe mit ihm nicht auf so gutem Fuße, daß —"

„Wahrlich, Marquise, wenn man Sie reden hört, sollte man meinen, wir wären noch jener kleinlichen Eifersucht unterworfen, welche die Liebenden abmagert. Weshalb wollen Sie mir ein Geheimniß aus Ihrer Neigung für Herrn von Beauveau machen? Ist eine alte Liebe, wie die unsrige, nicht nachsichtsvoll? Weiß ich nicht, daß die Beständigkeit der Sinne vor Alter stirbt, ohne die Treue des Herzens mit in das Grab zu ziehen? Jede ververaltete Liebe muß ohne Murren sich mit den

friedlichern Genüssen der Freundschaft begnügen, und wenn sie ja einmal wieder zur Leidenschaft sich aufschwingt, so darf das nur als Freundschaftsdienst betrachtet werden. — Fürchten Sie daher nicht, Marquise, mich zu betrüben, indem Sie mir den Vorzug gestehen, den Sie Beauveau geben, und benutzen Sie ihn in unserm Interesse."

„Abbé, Sie sind ein großer Roué."

„Nein, gnädige Frau, ich verstehe es nur, die Dinge richtig zu würdigen. Wenn Sie mit Herrn Beauveau noch nicht bis zu diesem Punkte der Philosophie gediehen sind, d. h. wenn zwischen Ihnen und diesem Herrn noch ein kleiner Funke von Leidenschaft besteht, so benutzen Sie Ihre Herrschaft über ihn und die seinige über den König, um d'Argenson zu verdrängen. Bedenken Sie, daß wir uns zu rächen haben, Sie für die schmachvolle Benennung Unterrock No. 2, ich für den unverschämtesten Alexandriner; wahrlich, ein Krieg ist nicht zu viel, um diese doppelte Schmach zu sühnen. Die beste Politik eines Landes ist die, welche Denen, die das Glück an das Ruder des Staates setzt, zu ihrer Rache nützt."

Die Marquise hielt Bernis in Bezug auf die Ernennung Rouillé's Wort: am nächsten Morgen war er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Aber der Versuch des Marquis von Beauveau war minder glücklich, denn vergeblich trachtete dieser Günstling dahin, d'Argenson auf seinem Fußgestelle zu erschüttern; Ludwig XV., welcher vermuthete, daß der Marquis nur einen Auftrag vollziehe, antwortete trocken: „Mir gefällt mein Kriegsminister; an seine Arbeit und sein Wesen gewöhnt, werde ich nicht in seine Entfernung willigen. D'Argenson beschäftigt sich weder mit Schöngeisterei, noch mit den Künsten, noch mit dem Theater; er hat nichts mit der Marquise zu schaffen; sie fahre daher fort, ohne ihn die Dichter, Künstler und die zierlichen Abbés zu dirigiren, und lasse ihn friedlich über meine Armeen gebieten."

Beauveau hinterbrachte diese Antwort der Frau von Pompadour mit vieler Treue, und sie sah ein, daß sie nicht weiter auf ihrem Willen beharren dürfe. Die Zeit war vorbei, wo sie bei dem Geliebten ihren Willen gegen den König durchsetzen konnte. Bei dem directen Angriffe zurückgewiesen, leistete Antoinette auf dessen Erneuerung Verzicht,

und ihre ganze Ausdauer flüchtete sich hinter die verdeckten Batterien.

„Ach, Sire," rief sie in der Einsamkeit ihres Boudoirs, nachdem sie ihrer politischen Niederlage einen Thränentribut gezollt hatte, „Sie wollen meine Beschäftigung auf den Kreis der Läppereien beschränken, doch wir werden sehen, wir werden sehen!"

In diesem Augenblicke trat Bernis ein. „Kommen Sie, mein Freund," rief Antoinette ihm mit schmeichelnder Stimme entgegen; „wir haben ernsthaft mit einander zu sprechen. Beauveau ist gescheitert."

„Das wundert mich, Marquise; ich dachte, Sie hätten ihm große Hülfsquellen der Beredsamkeit mitgetheilt."

„Abbé, ich glaube, Ihnen gesagt zu haben, daß ich ernsthaft mit Ihnen sprechen wollte."

„Ich stehe zu Diensten, gnädige Frau, und Sie sollen sehen, daß mindere Güte, als die, welche Herrn von Beauveau begünstigte, mich zu einem glücklichern Resultate führte. Ich aß vor acht Tagen in dem kleinen Hause zu Abend, welches Mademoiselle Clairon in den champs élysées besitzt."

„So, der Mademoiselle Clairon also macht der Herr Abbé jetzt den Hof? — Wahrlich, Ihre Neigungen wenden sich sehr stark dem Theater zu."

„Ich erinnere mich, daß die Frau Marquise ein ernsthaftes Gespräch verlangten."

„Deshalb sprechen Sie wohl von Ihrer Excursion nach dem kleinen Hause einer Schauspielerinn?"

„Mein Gott, gnädige Frau, wie schlecht verstehen Sie sich auf die Liebe. Als Sie mir so eben die Niederlage des Marquis von Beauveau erzählten, würde ich Sie gewiß nicht unterbrochen haben, hätten Sie auch von seinem vorangegangenen Siege gesprochen. Wir müssen doch zum Ziele kommen, und da von dem Kriege die Rede ist, dürfen Sie sich nicht wundern, daß ich eine Schauspielerinn des tragischen Genre's nannte."

„Fahren Sie fort, Eckobar der Zweite."

„Ich aß also in dem kleinen Hause der Mademoiselle Clairon, die augenblicklich sehr gut mit dem Baron von Kaunitz, dem österreichischen Gesandten, steht. Zwischen dem Champagner und — Verzeihung, ich vergaß, daß Sie ein ernsthaftes Gespräch verlangen."

„Sie haben sich etwas spät daran erinnert. Nun also, zwischen dem Champagner und dem Bett, wollten Sie sagen —"

„Wie gut Sie sich darauf verstehen! Ich forschte bei der Halbtrunkenheit der Clairon, ob sie von der ganzen Trunkenheit des schwerfälligen Oesterreichers nicht irgend eine vertrauliche Mittheilung über die gegenwärtige Politik seines Kabinettes erlangt hätte. In vino veritas: Kaunitz hat viel gesprochen, und unsere berühmte Schauspielerinn erzählte mir Alles wieder. Sie begreifen, Marquise, den Patriotismus. Maria Theresia, die über das dem Abschluß nahe Bündniß zwischen England und Preußen besorgt ist, weil es den kriegerischen Friedrich Oestreich auf den Hals hetzen kann, Maria Theresia denkt also daran, Frankreich einen Schritt entgegenzukommen, um mit ihm einen Off- und Defensivtractat zu schließen. Aber Kaunitz soll mit der größten Vorsicht eine Eröffnung machen, welche das bisherige politische System Europas umstürzt. Die Kaiserinn weiß, daß der große Schatten Karls V. unsere Diplomaten noch erschreckt; er erinnert sie an den giftigen Neid, der so lange zwischen unserm

Hofe und dem östreichischen herrschte, eine Eifersucht, welche Richelieu zur Basis seiner Politik machte.

„Sie sehen, Marquise," fuhr Bernis fort, „daß die östreichische Diplomatie uns entgegen kommt; es ist nur noch nöthig, sie etwas kühner zu machen, indem wir ihr unsern Beistand in dem Kabinette von Versailles versprechen. Können wir d'Argenson nicht stürzen, und hält er sich fest auf der Politik Richelieu's, wie Don Quichote auf seiner Rosinante, so können wir ihn durch den Verein vieler ihm widersprechender Meinungen bekämpfen. Rouillé, der so eben zu den auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, ist ganz unser Mann; Sie und ich, wir vereinigen uns mit ihm, und das ist hoffentlich genug, um einen Vertrag mit Kaunitz zu Stande zu bringen. Wann soll ich meinen dicken Oestreicher zu Ihnen bringen?"

„Sobald als möglich, lieber Abbé. Morgen, wenn es sein kann."

„Morgen, gut; aber Sie können ihn nicht in Ihrer eigenen Wohnung im Schlosse empfangen; es ist dringend nöthig, daß unsere Zusammenkünfte mit dem Gesandten nicht bekannt werden."

„So können wir in meinem kleinen Hause der rue du Parc-aux-cerfs zusammenkommen. Ich wollte dies Jahr dort eine Anstalt gründen, zu der mir vor einiger Zeit der Plan vorgelegt wurde; aber die Sache kann noch verschoben werden. Schließen wir zunächst das Bündniß mit Maria Theresia, und beweisen wir dem kleinen großen Manne, daß der Unterrock No. 2. ihm das Leben etwas sauer machen kann."

Die Zusammenkünfte der rue du Parc-aux-cerfs währten acht Tage, und die Grundzüge eines Allianztractates wurden dort entworfen. Kaunitz versprach, die Zustimmung seines Hofes schnell beizubringen, gab aber zu verstehen, daß der Wiener Hof die Initiative nicht offen ergreifen könne, ohne daß der von Versailles sich anders, als durch das Organ eines geheimen Comité's ausgesprochen habe. Der Minister Rouillé, der nur für die Favorite und Bernis seinen Namen hergab, übernahm es hierauf, die Berufung eines diplomatischen Conseils zur Prüfung dieser Frage zu bewirken. Die Marquise und ihr Freund bezeichneten selbst die Personen, welche der Minister dem Könige vorschlagen sollte. Es waren die Herren von Machault, von Sechelles, von Ber-

nis, von Rouillé und Saint-Florentin; sämmtlich der östreichischen Politik gewonnen, und sämmtlich offene oder geheime Feinde d'Argenson's. Die Allianz mit Maria Theresia wurde mit Gewalt errungen.

Der Comité der rue du Parc-aux-cerfs triumphirte. Bernis leitete die auswärtigen Angelegenheiten, und d'Argenson hing nur noch an einem Faden. Die Truppen des Königs marschirten nach Deutschland, stolz auf die in Minorca unter dem Marschal von Richelieu über die Engländer erfochtenen Siege. Friedrich II., den die Engländer auf dem Festlande schlecht unterstützten, bereute es sehr, den Zorn der Marquise gereizt zu haben.

Plötzlich hätte beinahe eines jener Ereignisse, die man unvorhergesehene Zufälle nennt, die Marquise vom Gipfel ihrer Macht gestürzt, und durch seine Rückwirkung auch Bernis Glück zertrümmert. Dieses Ereigniß war Damiens Attentat.

Die Wunde des Königs war, wie man weiß, nur sehr gering, die Furcht Sr. Majestät aber desto größer, und ungeachtet der beruhigendsten Versicherungen der Aerzte glaubte Ludwig vierzehn Tage lang, in Lebensgefahr zu sein. Die Schreckniſſe

der Hölle vermehrten seine Furcht noch, ein Gewissen, welches sonst nicht viel forderte, machte ihm Scrupel, und er sprach davon, seine Maitresse zu verabschieden. Der Minister Machauld wurde sogar beauftragt, der Marquise zu rathen, sich durch freiwillige Entfernung die Demüthigung eines Exiles zu ersparen. Der Staatsmann erfüllte diesen unangenehmen Auftrag ziemlich roh: wer bei den Staatsgeschäften die Hand im Spiele hat, ist jederzeit ein Feind der Favoritinnen, denn die Eifersucht kann nicht ausbleiben.

Aber die Marquise hielt den Wink nicht für genügend; sie wollte den König sehen, konnte aber nicht bis zu ihm gelangen. Nun bemächtigte sich ihrer die Furcht; um sich die Schande des Fortjagens zu ersparen, dachte sie daran, den Hof zu verlassen, doch nur, um wieder dahin zurückzukehren, wenn das Gewissen des Königs sich beruhigt haben würde. Bernis bewog seine Freundinn, nichts zu übereilen.

„Erinnern Sie sich an das, was sich bei der Krankheit in Metz zutrug. Kaum war Ludwig XV. genesen, als die Herzoginn von Châteauroux ihm fehlte und zurückberufen wurde."

„Und vergiftet," fügte die Marquise hinzu.

„Eine Fabel, die man sich jederzeit bei dem plötzlichen Tode einflußreicher Personen erzählt. Uebrigens," fuhr der Abbé lebhafter fort, denn er fühlte nicht minder lebhaft, daß mit der Gunst Antoinettens auch das Gebäude seines Glückes, Ministers durch die Gnade des Kanapees, zusammenstürzen mußte; „übrigens hieße es, allen Ihren Feinden gewonnen Spiel geben, wollten Sie den Hof in diesem Augenblicke verlassen. Ueberlegen Sie das wohl, gnädige Frau, und bedenken Sie, daß es bei gewissen Gelegenheiten besser ist, sich der Gefahr auszusetzen, fortgejagt zu werden, als den Platz freiwillig zu verlassen."

„So werde ich bleiben, Bernis."

„Sie thun wohl daran. — Aber, liebe Marquise, ich bitte Sie, zeigen Sie tiefen Kummer, weinen Sie viel, bis der König, von diesem heftigen Schmerze unterrichtet, aus meinem Munde erfährt, daß die rohe Aeußerung Machauld's daran Schuld ist. Ich selbst werde bei dem Lever mit rothgeweinten Augen erscheinen, und wenn mich der König, wie ich vermuthe, nach der Ursache fragt, werde ich ihm sagen, daß Sie dem Tode nahe sind."

„Ja, das könnte wohl gelingen, wenn dieser Mensch nur im geringsten gefühlvoll wäre.“

„Da er nicht krank ist, bleibt er doch immer so gefühlvoll, wie sonst, — Sie verstehen mich schon, Marquise.“

„Ach, wie lästig ist das Alles, mein theurer Abbé.“

„Sie wissen ja wohl, daß bei Hofe fast alles Glück auf diese Art gemacht wird. — Ist übrigens der Becher bitter, so finden Sie dafür auf dem Boden das Glück, und müssen ihn daher muthig leeren.“

Während der vorgeblichen Krankheit des Königs hatte d'Argenson der Favorite nach besten Kräften geschadet, aber er verlor in einem einzigen Augenblicke die Frucht seiner ganzen Arbeit, und lieferte gegen sich selbst ein mächtiges Motiv zur Ungnade. In dem ersten Paroxismus seines Schreckens hatte nämlich Ludwig XV. beschlossen, dem Dauphin die Zügel des Reiches zu übergeben. „Er wird besser regieren, als ich,“ sagte er mit mehr Aufrichtigkeit, als Würde. Der Kriegsminister nahm diesen Entschluß für ernsthaft und dauernd, und forderte deshalb die Staatssecretäre in der nächsten

Sitzung auf, künftig bei dem Dauphin zu arbeiten. Bernis, der den König wohl und munter sah, glaubte, daß er zu dem Entschlusse, seinem Sohne die Leitung der Staatsgeschäfte zu übertragen, durch eben das Schrecken bewogen sein könnte, welches ihn die Generalbeichte seiner Sünden fordern ließ. Dieser Gedanke, den reifere Ueberlegung bestätigte, war ein Lichtstrahl für den Abbé. D'Argenson ist verloren, sagte er zu sich selbst, und schnell war sein Plan reif.

Unter dem Vorwande eines dringenden Geschäftes verließ Bernis den Conseil, denn es war ihm darum zu thun, den König noch vor d'Argenson zu sprechen. Er fand Ludwig XV. allein, und der Freund der Frau von Pompadour war darüber hoch erfreut. Der Abbé zeigte ein trübes Gesicht, seine Stimme zitterte, seine Augen waren mit Thränen erfüllt, so daß dem Könige die Niedergeschlagenheit des tonsurirten Schauspielers auffallen mußte.

„Was ist Ihnen, Abbé?" sagte er; „Sie sehen sehr traurig aus, und ich glaube, Sie weinen sogar?"

„Ich habe dazu wohl Ursache, Sire," erwiderte

Bernis, „und wenn ich nicht einen delicaten Auftrag bei Ew. Majestät auszurichten übernommen hätte, würde ich Ihnen meinen Kummer verborgen haben."

„Und worin besteht der Auftrag, Herr von Bernis?"

„Sire, die Frau Marquise von Pompadour, welche mit dem tiefsten Schmerze dem Befehle gehorcht, den Ew. Majestät ihr durch Herrn Machault zukommen ließen —"

„Welchen Befehl, Abbé? Ich erinnere mich an nichts."

„Den Hof zu verlassen."

„Ich sollte das der Marquise haben befehlen lassen? Das ist nicht wahr. Doch warten Sie. Ich will mich besinnen. — Ja, jetzt weiß ich es: Als ich noch kränker war, ließ ich der theuren Antoinette rathen, sich zu entfernen; doch nur für den Augenblick, Abbé, damit die Herren von der Geistlichkeit nicht über Aergerniß schrien, wie einst in Metz. — Das ist Alles, was Machault sagen sollte, und that er mehr, so ist das sehr verwegen. Beruhigen Sie die Marquise, mein lieber Bernis:

wahrlich, ich hatte nie die Absicht, sie zu entfernen, das liebe Kind." —

„Ist es möglich, Sire, daß Herr von Machault die Instructionen Ew. Majestät so weit überschritt? Der Rath, den Sie der Marquise ertheilen ließen, glich aber sehr einem Befehle; besonders mußte sie ihn dafür halten, als sie erfuhr, daß Ew. Majestät die Zügel des Staats in die Hände des Dauphin legten."

„Antoinette hat sich zu früh beunruhigt. Ja, ich glaube in der That, während meiner Krankheit etwas Aehnliches gesagt zu haben, aber ohne bestimmte Idee, ohne festen Entschluß."

„Dennoch hat Herr von Argenson noch heut den Willen Ew. Majestät als unwiderruflich betrachtet, denn er sagte uns, daß wir die nächste Sitzung bei dem Herrn Dauphin halten sollten."

„Was sagen Sie, Abbé?"

„Ich sage, Sire, daß wir von morgen an auf das Glück verzichten sollen, mit Ew. Majestät zu arbeiten, und deshalb," fuhr Bernis mit thränenerstickter Stimme fort, „sehen Ew. Majestät mich jetzt so tief betrübt."

„Was läßt sich denn d'Argenson einfallen?"

rief Ludwig XV. roth vor Zorn; „habe ich ihn denn etwa beauftragt, das dem Conseil zu verkünden? In der That, ich glaube, daß Machault und er mich dem Tode nahe hielten; dieser Eifer, meine Freunde zu verbannen, über meine Erbschaft zu verfügen, giebt mir den Maßstab ihrer Anhänglichkeit. Morbleu, ich will sie ihnen anschreiben! Sie, Abbé, sind mir aufrichtig zugethan, wie ich sehe. — Ich zürnte Ihnen ein Bischen wegen des verwünschten Bündnisses mit Oestreich gegen Friedrich II., den ich sehr achte, und der noch immer fortfährt, mir sehr freundschaftliche Briefe zu schreiben. Sie werden mir beistehen, das auszugleichen, Abbé, nicht wahr? — Und was meine arme Antoinette betrifft, so eilen Sie, sie zu beruhigen, und ihr zu sagen, daß sie von ihren Feinden nichts zu fürchten hat; ich werde sie gegen alle zu schützen wissen."

Bernis nahm voller Freuden die Hand des Königs, und küßte sie mit allem Eifer. Dann verließ er eiligst das Zimmer, um seiner Freundinn die Nachricht eines glänzenden Triumphes zu hinterbringen: die Ungnade d'Argenson's und Machault's war unvermeidlich.

In der That stand der König am nächsten Morgen mit der Absicht auf, die Marquise wiederzusehen. Zugleich mit dem Gefühl der eingebildeten Gefahr verschwanden die Schrecken, welche diese hervorgebracht hatte, und die gewöhnlichen Neigungen kehrten zurück. Gegen die Abenddämmerung schritt der König, ohne selbst zu wissen, was er thun wollte, und nur von der Gewalt der Gewohnheit getrieben, den Zimmern seiner Favorite zu. Sie freute sich eben im Dunkel ihres Boudoirs mit Bernis über den glücklichen Erfolg des Kunstgriffes vom vergangenen Tage. Plötzlich stand der Abbé, der neben der Marquise auf dem Sopha saß, auf, und näherte sich einer Glasthür, welche zu einer langen Reihe prachtvoller Gemächer führte; er schob den Vorhang ein wenig bei Seite.

„Wonach sehen Sie denn da, mein Freund?" fragte Antoinette.

„Nach der Ungnade d'Argenson's und Machault's, welche mit großen Schritten herankommt."

Rasch verließ er dann das Boudoir durch eine Seitenthür.

Bernis hatte den König kommen sehen.

12.

Der Lehrer der Dichtkunst.

„Gestehen Sie, mein lieber Abbé," sagte Ludwig XV. zu Bernis einige Zeit nach den Ereignissen, die im vorigen Kapitel erzählt wurden, „gestehen Sie offen, daß es um den Geist der Höfe eine komische Sache ist. Wir haben d'Argenson und Machault unter dem Vorwande entlassen, daß sie Unser Bündniß mit dem Wiener Hofe mißbilligten, und ich bereue auf Ehre selbst, es geschlossen zu haben. Denn ich bekenne Ihnen, daß ich eine besondere Vorliebe für Friedrich II. hege, der in meinem schönsten Feldzuge, dem von Fontenoy, mein Alliirter war. Und dann traue ich auch der verschmitzten Maria Theresia nicht recht. Heut

schmeichelt sie mir, aber vielleicht verläßt sie mich schon morgen. Hätte ich Ihnen nicht an der Stelle Rouillé's das Departement der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, so würde ich Sie nach Wien geschickt haben, mein Lieber. — Ihr Gesandschaftsposten hätte mir die Treue der Kaiserinn gesichert. Aber ich bedarf Ihrer, um das östreichische Gebäude zu vertheidigen, welches alle unsere alten Höflinge angreifen. — Ueberdies hat meine Tochter, die Herzoginn von Parma, sich in den Kopf gesetzt, Verse zu machen, und mich mit der Bitte beauftragt, Sie möchten ihr Lehrer werden."

„Sire, ich stehe zu den Befehlen Ihrer königl. Hoheit, so wie zu denen Ew. Majestät."

„Aber, Abbé, wen schicken Wir denn nach Wien?"

„Wenn Ew. Majestät zu dieser Gesandtschaft den Herrn von Richelieu ernennte, der noch mit den Lorbeern Minorca's gekrönt ist, so würde das in unsere Wagschaale des politischen Gleichgewichts ein bedeutendes Gewicht legen."

„Er ein bedeutendes Gewicht? Da kennen Sie ihn gar nicht. Der ist eine Feder, in der Politik, wie in der Liebe."

„Wenn aber die Verführungskünste des Boudoirs auf Maria Theresia einige Gewalt üben, so ist Niemand tauglicher, als er. Ungeachtet seines vorgerückten Alters sehe ich ihn bei den Damen nie unterliegen: er ist ein Titan, den alle verjüngen."

„Ich habe andere Absichten mit Richelieu. Sehen Sie, Abbé, ich muß Ihnen wiederholen, daß ich wider Willen mit Friedrich II. brach; ich will daher nicht, daß meine Armeen ihm großen Schaden zufügen."

„Ei, ich verstehe, Ew. Majestät; deshalb haben Sie den Prinzen von Soubise nach Deutschland geschickt."

„Das ist boshaft, Abbé. — Unglücklicherweise commandirt aber Soubise nicht allein in Hannover; auch der Marschal d'Estrées ist da, der wildeste aller meiner Generale, und trifft der mit dem Feinde zusammen, so setzt es blutige Köpfe. — Ich will ihn durch Richelieu, der mein Geheimniß kennt, ablösen lassen."

„Sire, darf ich es wagen, Ew. Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre persönliche Politik, indem sie der widerspricht, zu welcher Ihr

Kabinet sich bekannt hat, böse Folgen nach sich ziehen kann?"

„Und, welche, Abbé?"

„Unter andern die, Sire, den mit Oestreich geschlossenen Vertrag zu verletzen, und die noch weit ernstere, Ihre Truppen bloszustellen und Ihren Adel zu demüthigen."

„Keineswegs, keineswegs. Uebrigens tragen Sie deshalb keine Sorge. Was Wien betrifft, so hat die Marquise mit mir von dem Grafen von Stainville gesprochen, der ausgezeichnete Fähigkeiten besitzen soll. Wir wollen ihn von seinem jetzigen Gesandschaftsposten abberufen, und zu Maria Theresia senden. Das ist abgemacht. — Sie, mein lieber Abbé, können jetzt meiner Tochter den ersten Unterricht in der Poesie geben; sie wartet Ihrer."

Bernis verneigte sich, und ging.

„So so," sagte der Abbé-Minister zu sich selbst auf dem Wege zu der Prinzeß Marie Louise, „der Graf Stainville also von Rom abberufen und nach Wien geschickt? Das sieht ganz wie eine Annäherung zu dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aus. Sollte Antoinette daran denken, mich aufzugeben? Mit Frauen ist in der Politik

kein Bündniß möglich, als wenn ihr Herz oder ihr Temperament mit im Spiele sind. Mitten unter den schönsten Staatsberechnungen, in die sie sich mischen, kömmt ihnen irgend ein Geck vor die Augen, der ihnen gefällt, und der Vertrag mit ihren Verbündeten ist gefährdet, gebrochen. Der König hat in dieser Beziehung Recht; das, was er vorhin über Maria Theresia sagte, ließe sich wohl auch auf Frau von Pompadour anwenden. Ich dächte, der Graf Stainville hätte vor seiner Abreise nach Rom auf ziemlich vertrautem Fuße mit Antoinette gestanden; man hat mir sogar gesagt, daß sie ihn zuweilen in ihrem kleinen Hause des Hirschparkes empfing. Damals war mir das sehr gleichgültig; jetzt aber ändert sich die Sache, wenn Antoinette in der That den Grafen nur nach Wien schickte, um ihm den Eintritt in den Conseil zu sichern. — Aufgepaßt, Bernis, es handelt sich um dein Glück, und das steht leider noch nicht fest genug; Sophie Arnould und Clairon haben es in ziemliche Ordnung gebracht! — Der Teufel, der Teufel! Ich muß mich im Ministerium befestigen, so daß ich allenfalls der Favorite selbst widerstehen kann, wenn es ihr einfallen sollte, mich zu verrathen. — Aber

vielleicht bietet der Zufall mir die Hand, mein Glück auf einem andern Wege zu verfolgen, der nicht minder angenehm ist, als der frühere. Die Herzoginn von Parma will Unterricht in der Dichtkunst nehmen? Vorwand! In der Kapelle sah ich mehr als einmal, daß die Hoheit ihre Augen auf mich richtete. Die Prinzeß hat Geist, und wird mich zu würdigen wissen. Sie ist galant, und bisher haben geheime Liebschaften — Ja, es ist eine Herzensangelegenheit, die sie will, und sie soll ihren Willen haben. Marie Louise übt eine große Herrschaft über ihren Vater aus; sie bewirkte Voltaire's Exil, und ihr wird es leicht, Bernis Einfluß zu begründen. Geben wir der Tochter des Königs eine erste Unterrichtstunde in der Poesie!"

Marie Louise Elisabeth von Frankreich wurde sehr jung mit dem Herzoge von Parma, dem Sohne des wahnsinnigen Philipp V., vermählt; sie lebte einige Jahre bei ihm, aber der Zustand der Schwachsinnigkeit dieses Prinzen führte eine Trennung herbei, die sie benutzte, um mit großer Freiheit zu leben. Nach Frankreich mit den romantischen Ideen zurückgekehrt, die das Leben in Spanien erweckt, von einem Feuertemperamente beherrscht, durch das Bei-

spiel eines sittenlosen Hofes angespornt, hatte die Prinzeß im Schlosse mehrere Abenteuer gehabt; allein die Rücksicht auf ihren Rang machte, daß sie ihre flüchtigen Galanterien in ein gewisses Geheimniß hüllte. Gleich den Schloßdamen der guten alten Zeit suchte sie die Wollust in dem häuslichen Kreise, der sie umgab: gewisse Pagen waren glückliche Sterbliche.

Die kleinen Intriguen konnten jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß sie dem Könige entgingen, welcher ein großer Kenner auf diesem Gebiete war; Se. Majestät versuchten es, ihrer Tochter Vorwürfe zu machen, sie aber erwiderte lachend: „Sire, die Grillen sind ansteckend!"

Ludwig XV. fand diese Antwort sehr passend, und begnügte sich daher mit der Erwiderung: „Wenigstens sein Sie vorsichtiger."

Marie Louise wurde bald der Liebschaften mit dem Dienstpersonale überdrüssig; die Prinzeß hatte Geist, und die Zärtlichkeit lebt auch von dem Reize der Unterhaltung. Sie hatte Bernis Dichtungen gelesen; aus ihnen sprach eine zärtliche Seele, eine lebendige, fruchtbare Einbildungskraft. Diese Eigenschaften sprachen auch aus dem angenehmen, geist-

reichen Gesichte des Dichters, und so wurde die Hoheit plötzlich von dem Gedanken ergriffen, Verse machen zu lernen. Sie sprach oft davon mit dem Könige, und unterhielt ihn mehrmals von dem dichterischen Blumengarten, den der Abbé-Minister in der literarischen Welt unterhielt. Ludwig XV. errieth die Neigung seiner Tochter, und begünstigte sie. Es schien ihm, als könne der Geschmack, den die Prinzeß für einen Abbé gefaßt hatte, weniger Aergerniß bewirken, als jeder andere. Bernis trachtete nach geistlichen Würden, nach dem Cardinalate, und diese Art von Ehrgeiz gebot ihm eine gewisse Zurückhaltung, die für den Ruf Marie Louisens vortheilhaft war. Der Monarch selbst machte, wie man gesehen hat, den ersten Unterhändler für die Liebschaft der Prinzeß. Se. Majestät wichen darin nur wenig von ihrer gewöhnlichen Rolle ab: vom Wüstling bis zum Kuppler ist nur ein Schritt.

Bernis fand die Prinzeß in einem Boudoir, das von Wohlgerüchen duftete, auf einem Sopha halb liegend; in der Hand hielt sie ein kleines Buch, in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden. Die Herzoginn von Parma glich dem Könige sehr; gleich ihm war sie braun, groß, wohlgebaut; ihre

Züge waren schön gewesen, aber man bemerkte in ihnen die Spuren eines Ungestümes der Leidenschaften, welche mit der Frische der Farbe unverträglich sind. Man konnte auf sie die Aeußerung des verstorbenen Regenten anwenden: Das ist eine allerliebste Frau für einen Roué.

„Guten Tag, Herr von Bernis," sagte Marie Louise, indem sie sich etwas emporrichtete, ohne jedoch das Canapee zu verlassen, auf dem ihre Lage studirt war. „Der König hat Sie also mit Dem bekannt gemacht, was ich von ihrer Güte erwarte?"

„Ja, Ew. Hoheit, und ich eilte, Ihnen meine Ehrfurcht zu Füßen zu legen. — Ich fürchte nur, daß Sie einen schlechten Lehrer gewählt haben."

„Ich muß vielmehr erröthen, Ihnen eine so traurige Schülerinn zu bieten. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie hart mein Kopf ist."

„Bei der Kunst, die Sie zu lernen wünschen, hat der Kopf wenig zu thun; das Herz macht den Lehrmeister. Die Poesie besteht nicht darin, Regeln und den Mechanismus des Versbaues auswendig zu

lernen, sondern lebhaft zu fühlen und sich seiner Begeisterung hinzugeben."

„Wenn das ist, so verzweifle ich nicht mehr an meiner Geschicklichkeit," erwiderte die Prinzeß mit einem Lächeln, das vielleicht mehr sagte, als sie wollte.

„Indessen," fuhr der Lehrer fort, „giebt es bei der Verskunst, wie bei jedem andern Unterricht, einen Einfluß der Bildung, der die Anlagen des Schülers mehr oder minder glücklich unterstützen kann. Z. B. lese ich auf dem kleinen Bande, den Ew. Hoheit in der Hand halten, den Namen eines Schriftstellers, dessen Vorschriften vortrefflich sind."

„Sie haben sehr gute Augen, Herr Abbé. Ich finde in der That die Verse Gentil-Bernard's bezaubernd; was aber den Unterricht betrifft, so glaube ich nicht, daß dies Buch, welches mir zufällig in die Hand kam, eben sehr elementarisch sein kann. Es ist die Kunst, zu lieben."

„Im Gegentheile, Frau Herzoginn, und ich glaube, daß der Zufall Ihre Hand vortrefflich leitete. Erlauben Ew. Hoheit mir vielleicht, mich mit der ganzen Aufrichtigkeit auszusprechen, die dem Lehrer geziemt?"

„Ohne Zweifel, Herr Abbé. Es ist unerläßlich, daß ein Lehrer, besonders in den freien Künsten, seine Meinung frei ausspreche.“

„So muß ich Ihnen denn sagen, daß das Prinzip und das Wesentliche aller Poesie die Leidenschaft ist; die Leidenschaft, welche sich mit den Regungen der Seele, die sie aussprechen will, identificirt. Welches Gefühl kann uns so reich an Begeisterung machen, als die süßeste aller Neigungen, die Liebe? Alles ist Liebe unter der Feder eines Dichters, der zu großen Erfolgen bestimmt ist: Er liebt die Natur, welche er so glänzend und rein schildert; er liebt den mit goldenen Sternen besäeten Himmel, den er durch die Farben seiner Gedanken wiederzugeben sucht; er betet die Blumen an, die ein schöner Maimorgen durch Thau thränenfeucht macht; er vergöttert das Weib, Hirtinn oder Prinzeß, dessen Reize er schildert, dessen Herz er rührt, das er durch die zitternden Berührungen seiner Hand erwärmt. Das Geheimniß des Erfolges für alle Unterabtheilungen der Verskunst liegt darin; alle leben von der Liebe: die Epopöe, die Tragödie, das Lustspiel, die Satyre, die Lyrik, und selbst die kleinen Scherze der Epigramme oder des Madrigals. Tasso und Ariost

zeigen sich entzündet von den Leidenschaften, die sie mit Feuerschrift schildern; der göttliche Corneille, der zärtliche Racine sind wechselsweise verliebt in Metzelei, Haß, Verrath, Wollust, Ehebruch, Blutschande, wie in die Reize der Schönheit, in die edle Begeisterung des Heldenmuthes, die stoische Größe der Tugend. Molière verräth die Neigung seines Herzens für die Bosheit in seinen beißenden Lustspielen; Boileau's Kraft wird matt und lahm, wenn sie nicht der Liebe zum Tadel gehorcht; Quinault verbrennt den Weihrauch der Liebe auf den Altären der Harmonie, und Liebestränke mischen sich mit dem Dufte der Toiletten in den Gedichten einer galanten Muse."

„Ei, Herr von Bernis," fiel die Herzoginn lachend ein, „ich sehe, daß man eine sonderbare Verpflichtung übernehmen muß, um die Dichtkunst zu erlernen; Ihre Kunst fordert sehr viel. Apollo gleicht etwas dem Fürsten der Hölle, welcher verlangt, daß man Körper und Seele zum Pfande einsetzt, ehe er seine Gunst gewährt."

„Ja, Ew. Hoheit; aber der Gott der Verse verdammt seine Erwählten nicht."

„Ich sehe, daß mein Lehrer kein so strenger

Casuist ist, als der Herr von Beaumont, Erzbischof von Paris. Nun, Herr Abbé, welcher Art der Liebe muß ich mich denn Ihrer Ansicht nach überlassen, um des Erfolges gewiß zu sein?"

„Prinzeß, die Frage ist sehr delicat, und Ihr Herz muß Ihnen in dieser Beziehung besser rathen können, als ich."

„Ich will," erwiderte die Prinzeß, „weder Heldengedichte, noch Tragödien, noch Lustspiele, noch Opern dichten; noch viel weniger Satyren und Epigramme."

„So wünschen Sie, sich der leichten, zärtlichen Poesie zu widmen? Wenn Ew. Hoheit die Werke der Madame Deshoulières lesen wollen, so werden Sie sehen, welcher Art von Gefühlen Sie sich hingeben müssen, um so zu schreiben, wie sie."

„Ich glaube, Herr von Bernis, Sie haben die Verse der Madame Deshoulières oft gelesen?"

„Ich gestehe es, Ew. Hoheit, und die Gentil-Bernard's auch. Wollen Sie mir den Band anvertrauen, den Sie in der Hand halten, so will ich Ihnen eine Stelle vorlesen, in welcher die Doctrine, die ich erwähnte, vortrefflich entwickelt ist."

Bernis streckte die Hand aus, um das Buch

zu ergreifen, doch Marie Louise hielt es zurück, indem sie bis zur Stirn erröthete. Der Abbé beharrte nicht weiter auf seinem Willen, denn er vermuthete, daß seine Schülerinn eine kürzlich neu herausgekommene Kunst zu lieben als Lectüre gewählt hatte, in welcher die Ansichten des Dichters durch den Grabstichel noch deutlicher ausgesprochen waren, als durch die Poesie.

Die Prinzeß hatte mehr, als sie für den Augenblick wenigstens wollte, das Geheimniß ihres Herzens, oder vielmehr ihrer Sinne, verrathen; die Ausgabe mit Kupfern sprach sehr beredt von den Neigungen der Hoheit. Ein so erfahrener Liebhaber, als Bernis war, konnte aus diesem Umstande viel schließen, und auf der Stelle einen ungeheuren Schritt thun, um ihn zu benutzen, besonders da der König selbst ihm gesagt zu haben schien: Meine Tochter bedarf eines Liebhabers; ich schicke Sie zu ihr.

„Jetzt," fuhr der gewandte Minister mit verstellter Bescheidenheit fort, „werden Ew. Hoheit sehen, wie viel Grund ich hatte, meiner Fähigkeit zu dem Unterrichte zu mißtrauen, zu dem der König mich für tauglich hielt. Ihre Nachsicht wäre

noch zu wenig, mich zu einem so glorreichen Unternehmen zu ermuthigen; die Wissenschaft der Lehrer und der Schüler müssen durch eine Art sympathetischer Kette mit einander verbunden sein, und hier findet gerade das Gegentheil des Apollo Statt, der die Sterblichen in der Kunst unterrichtete. Dieser Gott stieg zu ihnen hernieder, um sie zu belehren; ich aber müßte mich zu dem Aufenthalte der Götter erheben, um eine Gottheit selbst mit der Poesie vertraut zu machen."

„Versuchen Sie es immer, mein lieber Abbé," erwiderte die Herzoginn, und ein Flammenblick blitzte unter den halbgesenkten Augenwimpern hervor.

„So mögen Eure Hoheit Ort und Zeit der ersten Stunde festsetzen."

„Abbé," sagte die Prinzeß, indem sie aufstand, „ich liebe dergleichen Bestimmungen nicht; kommen Sie, wenn Ihre Geschäfte es Ihnen erlauben. Meine Offiziere und die Damen meines Hauses werden den Befehl erhalten, Sie zu jeder Stunde vorzulassen; ich schlafe nur wenig, und die schönen Abende der Jahreszeit, der wir uns nahen, müssen uns zur Begeisterung der Poesie anfeuern. Kommen Sie besonders Abends."

„Ich werde gehorchen, gnädigste Frau.“

„Ei, Abbé, muß denn der Lehrer der Schülerinn gehorchen?“

„Ich wiederhole es, Prinzeß, der Lehrer ist nur ein demüthiger Sterblicher, und die Schülerinn eine Gottheit.“

„Gut, kleiner Schmeichler; aber in unserer Zeit verbrennen die Gottheiten, die zur Erde herniedersteigen, die Sterblichen nicht mehr mit den Strahlen ihres Glanzes.“

„Es ist genug, wenn sie sie mit ihren Feuerblicken verzehren.“

Bei diesen Worten reichte Marie Louise Bernis ihre Hand, und er küßte sie glühender, als die Ehrfurcht es gut hieß, und gab sie erst wieder zurück, nachdem er einen Druck derselben gefühlt hatte. Dieser Druck war zwar sehr leise, versprach aber dennoch gewaltig viel.

13.

Das Gebüsch des Apollo.

Ich werde den Leser mit dem Gange nicht genauer bekannt machen, den der poetische Unterricht des Abbé-Ministers nahm; man kennt den gewöhnlichen Gang der Liebschaften, und kann ziemlich genau berechnen, wie weit sie in einem Tage gedeihen, wenn der Liebhaber erfahren, die Geliebte hingebend ist. Bernis bemerkte sehr bald, daß er in der Dichtkunst nur eine schlechte Schülerinn bilden würde; so oft er aber wollte, fand er eine große Lehrerinn der Galanterie. Eines Abends hatte Marie gewünscht, daß der Unterricht in den Schatten des Parkes Statt finden möchte, und das Gebüsch des Apollo wurde gewählt. Nichts ist natürlicher, als

daß man sich gegen lästige Störung sichert, wenn man sich dem Studium hingiebt; deshalb hielt auch eine kleine Gräfinn, die Vertraute der Prinzeß, an dem Eingange des Gebüsches Wache. Diese Dame, welche auf eine gewisse Art zu husten pflegte, wenn die Umstände es geboten, flößte der Prinzeß die größte Sicherheit ein. Sie wußte, daß nichts die Wachsamkeit dieser gefälligen Schildwache stören könnte; leider aber war es ihr nicht bekannt, daß sie sich zerstreuen ließ. Unsere Liebenden verhandelten daher mit völliger Hingebung den letzten Punkt der poetisch-philosophischen Liebe, welche man als das nec plus ultra der Wissenschaft betrachten kann.

Die Gräfinn wachte und seufzte, als ein junger Gardeoffizier, der wünschte und suchte, plötzlich aus einer dunkeln Allee hervortrat, und der Schildwache einen Kuß raubte; als sie den Dieb erkannte, lachte sie über den Diebstahl. — Nach einer Viertelstunde sagte die Gräfinn:

„Nein, nein, Chevalier, es ist unmöglich. — Es wäre thörigt, während zu anderer Zeit kein Hinderniß Statt findet."

„Ei, begreifst Du denn nicht, theure Lucilie, welchen Reiz dieses dichte Laubwerk hat? Wie viel

mehr ein Liebhaber hier gilt, als im Schlosse? Frage nur die Herzoginn; die ist Kennerinn in der Beziehung, und nicht ohne Ursach hat sie heut das Gebüsch aufgesucht, den Rosenduft und das wollüstige Gemurmel der Springbrunnen und Bäche. Komm, komm, kleine Gräfinn."

„Nein, nein, Chevalier, ich kann nicht einwilligen," sagte die Aufpasserinn mit schwacher Stimme. — Aber ach, was konnte eine arme schwache, gebrechliche Frau gegen die kühnen Angriffe eines Gardeoffiziers ausrichten? Die Schildwache Marie Louisens vergaß ihre Instruction, denn die Geistesgegenwart entfloh ihr.

Unglücklicherweise hatte die Geistesgegenwart im Apollogebüsch sich ganz auf die der kleinen Gräfinn verlassen, und so war sie völlig unthätig, als eine Patrouille der Gardes-du-Corps, die bei der Gräfinn und ihrem Liebhaber vorbeigegangen war, ohne sie zu sehen, zu dem Orte gelangte, wo die Prinzeß sich mit dem Minister befand. Man kann das Schauspiel errathen, welches den unwillkommenen Störern sich bot. Wenn man aber auch Soldat ist, weiß man doch über solche Dinge zu schweigen, besonders wenn die Gruppe aus einem Minister

und einer Prinzeß von Geblüt besteht. Diese Gruppe war aber so sehr in Gedanken vertieft, daß sie den militärischen Tritt der Patrouille nicht hörte; die Gardisten entfernten sich leise, aber nur bis hinter den nächsten Busch; die Zweige wurden zurückgebogen, und aus zehn Köpfen blickten zwanzig Augen voll Begeisterung auf die Schüler des Apollo, und doch hatte die Herzoginn nicht die Absicht gehabt, ihren poetischen Cursus öffentlich zu halten.

Am nächsten Tage wurden im Wachsaale mehre Wetten über Farbe und Proportion aller Reize der königlichen Hoheit angestellt.

14.

Die gerettete Gunst.

Die Contrepolitik Ludwigs XV. war in Deutschland zu bemerken. Die Ankunft des Marschals von Richelieu in Hannover lähmte die Folgen des Sieges, den der tapfere d'Estrées bei Hastenbeck erfochten hatte; man unterzeichnete den unbegreiflichen Vertrag vom Kloster Seven, durch den die englischen und hannöverschen Truppen, die man als Gefangene nach Frankreich hätte schicken können, ohne Bedingung in ihre Heimath entlassen wurden; endlich versetzte die schmachvolle Niederlage bei Roßbach jeden Offizier und Soldaten, dessen Herz für die kriegerische Ehre noch nicht erstorben war, in Verzweiflung.

Erkläre, wer da kann, das Benehmen eines Königs, der so unsinnig, so sehr Feind seines eigenen Ruhmes ist, daß er seine persönliche Zuneigung der Politik seines Kabinettes entgegenstellt. Hätte Ludwig XV. das Bündniß mit Oestreich selbst gegen den Nutzen des Landes kräftig zurückgewiesen, so wäre das nur eine jener despotischen Handlungen gewesen, denen die Herrscher so oft sich hingeben, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach Motiven zu suchen; daß er aber, um dem Willen seiner Courtisane gefällig zu sein, sich gegen Friedrich II. erklärte, und heimlich seinen Generalen befahl, diesen nordischen Monarchen nicht nur zu schonen, sondern sogar ihre Truppen schlagen zu lassen und die französischen Fahnen zu beschimpfen; — wahrlich, das hieß sowohl die Verbündeten betrügen, denen er Treue gelobt hatte, als das Volk, über welches er herrschte.

Man hat behauptet, daß während des Feldzuges von 1757 Friedrich II. nicht aufgehört hätte, dem Könige von Frankreich zu schreiben, um von ihm Schonung seiner Krone zu erbitten, die zugleich mit dem preußischen Gebiete bedroht wurde; daß er sich sogar bis zur flehenden Bitte herabließ, als die Oestreicher

Berlin besetzten; daß er dem Satrapen von Versailles zu verstehen gab, sein ganzes Glück hänge von der Armee ab, die er selbst in Person commandirte, und es sei um das göttliche Recht der Monarchen geschehen, wenn er durch eine entscheidende Schlacht, welche im Werke war, seine Staaten verlieren sollte. Nach diesem Angstrufe eines Fürsten von Gottes Gnaden soll Ludwig XV. dem Prinzen von Soubise befohlen haben, die Schmach einer Niederlage auf sich zu nehmen. Wäre diese Thatsache begründet, so wäre Roßbach der Ausgangspunkt der Opfer des Nationalruhmes, welche auf dem Altare der Legitimität niedergelegt wurden.

Wie dem aber auch sei, ist es doch gewiß, daß der in den Ebenen Niedersachsens geschlagene General, als er nach Versailles zurückkehrte, trotz der erlittenen Niederlage vom Könige mit Auszeichnung empfangen wurde; man bemerkte selbst, daß der König ihm die Hand reichte. Das Publikum zeigte sich minder nachsichtig gegen den bei Roßbach Geschlagenen. Jene Zeit hatte auch schon ihre Charivaris, wenn sie auch von den jetzigen verschieden waren; die Bosheit des achtzehnten Jahrhunderts richtete gegen Die, welche sie verfolgte, ein scharfes

Musketenfeuer beißender Epigramme. Der arme Soubise wurde mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet, die dem Folgenden glichen:

„Nach seinen Heldenthaten kann Soubise mit „wenig Kosten sich ein Schloß erbauen; für das „Holz sorgt seine Frau, und Steine wirft ihm „Jeder zu."

In den Salons des ehemaligen Hofes flüsterte man sich den Tadel nur leise zu, wenn er Jemand traf, der hoch in Gunst stand; man wußte, daß diese stets lettres de cachet für die Spötter in der Tasche trugen, und daß ein epigrammatischer Quatrain seinem Verfasser oft eben so viele Jahre der Gefangenschaft eintrug, als er Buchstaben enthielt. Aber eine Nation sperrt man nicht in das Gefängniß, ihr Tadel spricht sich daher auf den öffentlichen Plätzen frei aus, besonders wenn verderbliche Folgen die Handlungen begleiten, welche sie verurtheilt. So war es 1758; unsere Armee verlor die Schlacht bei Crefeld, die Engländer landeten an unsern Küsten, und ein Unwetter der Unzufriedenheit thürmte sich gegen den Hof auf.

Nun trug sich zu, was nie ausbleibt, wenn die Könige durch ihre Schuld den Unwillen ihrer

Unterthanen reizen. Nachdem Ludwig XV. im Dunkeln die Operationen seiner Truppen gehemmt hatte, machte er den Anhängern des östreichischen Bündnisses die Unglücksfälle zum Vorwurf, die keinesweges von dem politischen Systeme herrührten, sondern von der Untüchtigkeit der Generale, oder vielleicht auch von dem Verrathe des Prinzen selbst, der sich beklagte. Frau von Pompadour und Herr von Bernis fanden den König sehr kalt gegen sich gestimmt; er hörte auf, Abends zur Favorite zu gehen, und weigerte sich unter verschiedenem Vorwande, mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu arbeiten. Dieses eben noch so mächtige Paar sah sich mit einer nahen Ungnade bedroht. Bei dieser äußersten Gefahr hielt Bernis sich an den Einfluß der Herzoginn von Parma, die ihn leidenschaftlich liebte, und ihm versprach, den Blitz, der über seinem Haupte schwebte, wenigstens für einige Zeit am Niederfahren zu hindern.

Die Marquise ihrerseits hatte sich mit der Marschalinn von Mirepoix und der Madame du Hausset, ihren gewöhnlichen Rathgeberinnen, eingeschlossen, und sann über die Mittel nach, das Gewitter zu beschwören. Plötzlich kam ein geistreicher Gedanke,

einer jener Züge, welche den Ruf, das Glück und ganze Reiche retten, Antoinetten in den Sinn. Sie erinnerte sich an einen Plan, den sie seit zwei Jahren schon gehegt hatte, und dessen Ausführung der Himmel verhindert zu haben schien, um sie in dieser dringenden Verlegenheit bei der Hand zu haben. Ludwig XV. mangelte noch ein letzter Zug der Aehnlichkeit mit den Herrschern des Orients: er hatte keinen Harem, und die Pompadour bemerkte seit einigen Monaten, daß Se. Majestät sich nicht mehr die Mühe gab, die Abenteuer zu benutzen, welche seine Titular-Maitresse für ihn vorbereitete. Die Galanterie Ludwigs XV. wurde träg; er wollte das Vergnügen bereit finden, den Becher der Wollust stets zur Hand haben.

Ich erwähnte bereits, daß die Marquise ein kleines Haus in der rue du Parc-aux-cerfs hatte; es hieß die Einsiedelei, aber wohl nicht mit besonderem Rechte. Dies war das Local, welches Frau von Pompadour zur Errichtung des beabsichtigten Serails wählte; aber man mußte über die Mittel rathschlagen, diesen reizenden Aufenthaltsort zu bevölkern; über die Vorschriften zur Erhaltung der innern Ordnung; über das einzuführende Finanz-

syſtem; über eine leitende Hand. Antoinette fühlte, daß Bernis allein ihr beiſtehen könnte, dieſen großen Plan auszuarbeiten, und daß er, durch daſſelbe Ungewitter bedroht, ſich beeilen würde, mit ihr vereint die Lorbeern der Intrigue zu pflücken, um ſo ihr gemeinſames Glück zu ſichern.

Dieſe Erwartung wurde nicht getäuſcht; der Abbé-Miniſter eilte herbei, hörte voller Freude den Plan der Marquiſe an, dachte einen Augenblick über die Mittel zur Ausführung nach, ergriff dann eine Feder, und ſetzte die Statuten des ſonderbaren Inſtitutes folgendermaßen auf:

„Sehr junge Mädchen, Jungfrauen, ſo viel man beurtheilen kann, ſollen in das Inſtitut aufgenommen werden, welches den Namen des Hirſchparkes bekömmt. Die Mädchen, deren Zahl unbeſchränkt iſt, leben hier von einander getrennt, ohne den geringſten Verkehr unter einander, theils damit die Verſchiedenheit ihrer natürlichen Anlagen, ihrer Neigungen und ihres Geiſtes nicht zerſtört wird, weil dem Gebieter dadurch der Reiz des Wechſels geboten wird; theils damit die jungen Perſonen nicht die Schätze, die für das Vergnügen des Königs

aufbewahrt werden, verändern oder wohl gar vernichten.

„Sichere und treue Agenten werden beauftragt, das Land zu bereisen, um neue und unbekannte Schönheiten zu entdecken; die Behörden empfangen den geheimen Befehl, die Sendung der Beamten des Hirschparkes nicht nur auf keine Weise zu hindern, sondern ihnen im Fall der Noth auch Hülfe und Beistand zu leisten. Ungefähre Kostenanschläge werden dem Schatze der Krone übergeben, der die nöthigen Fonds zum Unterhalt der Agenten, Berichterstatter und sonstigen Beamten des Hirschparkes zu liefern hat, deren Kette sich durch ganz Frankreich zieht, und die man gut bezahlen muß, damit nicht durch eine übelverstandene Knickerei der Dienst leidet. Andere Fonds werden dazu angewiesen, die jungen Mädchen nach Versailles zu bringen, sie zu säubern, zu unterrichten, kurz ihnen alle Mittel der Verführung zu verleihen.

„Bei ihrer Ankunft in Versailles werden die Neophyten zuerst der Marquise von Pompadour vorgestellt, welche allein sie in die kleinen Gemächer einführen darf, wo der König über ihre Zulassung oder Zurückweisung entscheidet. Eine anständige

Schadloshaltung wird den Aſpirantinnen ausgezahlt, welche nicht das Glück haben, Sr. Majeſtät zu gefallen, und die Agenten des Hirſchparkes bringen ſie an den Ort zurück, von dem ſie entführt wurden. Uebrigens übernimmt das Inſtitut keine Verantwortlichkeit in Bezug auf die Ereigniſſe, welche der Tugend der Schönheiten vor ihrer Aufnahme zuſtoßen können.

„Herr Lebel, Kammerdiener Sr. Majeſtät des Königs, wird zum Intendanten des Hirſchparkes ernannt; er leitet alle äußern und innern Angelegenheiten. Frau Bertrand wird die Aufſeherinn des Hauſes, und ſteht in unmittelbarer Verbindung mit dem Könige und der Frau von Pompadour.

„Die Vortheile der Penſionairinnen des Hirſchparkes ſind verſchieden nach Maßgabe der Zufriedenheit, welche der König über ſie äußert, und beſonders der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Umgangs mit Sr. Majeſtät. Eine junge Perſon aber, die aus dem Hauſe entlaſſen wird, kann nie weniger als hundert funfzig tauſend Francs erhalten; meiſtens wird für ihre Verheirathung geſorgt, damit Sr. Majeſtät nicht die Unannehmlichkeit zu Theil wird, eine Perſon, die ſie mit ihrer Gnade beehrten,

einem liederlichen Lebenswandel Preis gegeben zu sehen.

„Die erste Zusammenkunft der Pensionärinnen mit dem Könige findet in den beiden Zimmern Statt, welche an die Kapelle stoßen; Se. Majestät werden für einen polnischen Fürsten, einen Verwandten der Königinn, gelten. Der Monarch begiebt sich heimlich an diesen Ort; die Schildwachen, bei denen er vorüber muß, erhalten den Befehl, ihm den Rücken zuzukehren, wenn sie ihn kommen hören. Die folgenden Zusammenkünfte finden im Innern des Hirschparkes Statt, Se. Majestät müßten denn den Willen äußern, eine der Pensionärinnen im Schlosse zu empfangen, für welchen Fall Frau Bertrand specielle Befehle erhalten wird *)."

Die Damen von Pompadour, von Mirepoix und du Hausset bebten vor Freude und Hoffnung, als der Minister ihnen das improvisirte Reglement vorlas; man überhäufte den Verfasser mit Lobsprüchen, und er wurde mit herzlichen Umarmungen des weiblichen Kleeblatts beehrt. Nachdem die

*) Dieses Reglement ist bis auf einige Abkürzungen ganz authentisch.

Zärtlichkeit der Damen sich gelegt hatte, besprach er sich mit ihnen über die sichersten Mittel, die eben beendigte Arbeit der Genehmigung des Königs vorzulegen. Es wurde bestimmt, daß die Marquise an demselben Abend noch Se. Majestät um eine Unterredung von der höchsten Wichtigkeit bitten, daß die Favorite selbst ihm die Statuten des Hirschparkes vorlesen, und in dem wenig zweifelhaften Falle der Annahme die Ehre des Planes der Favorite und dem Staatsmanne zu gleichen Theilen zukommen sollte.

Ludwig XV. gehorchte einer lebhaften Neugier, und kam ungeachtet der bereits erwähnten Kälte zur Frau von Pompadour. Er hörte den Plan, war entzückt darüber, und sprach es offen aus. Ja, noch mehr, Se. Majestät ergriffen auf der Stelle eine Feder, und schrieben unter den Entwurf: Genehmigt!

Der König von Frankreich und Navarra hatte bei Unterzeichnung eines diplomatischen Vertrages nie einen größern Ernst gezeigt.

Die Gunst der Marquise und der Einfluß des Ministers waren gerettet!

15.

Ungnade.

Der Hirschpark war errichtet; Frau von Pompadour und Herr von Bernis genossen der Gunst des Königs mehr als je, und doch hatte die Marquise eines Morgens mit Madame du Hausset, ihrer Vertrauten, das folgende Gespräch:

„Ja, meine theure Freundinn, ich bin durchaus gezwungen, Bernis aufzugeben. Täglich wird der König mit Klagen über das östreichische Bündniß bestürmt; es macht ihn verdrüßlich, und wenn er auch jetzt noch nicht darüber mit mir spricht, so kömmt es daher, weil er den Dienst uns noch Dank weiß, den der Abbé und ich durch Begrün-

dung seines Harems ihm leisteten; aber nächstens wird die Bombe platzen und uns zerschmettern."

„Ach, mein Gott, Frau Marquise, Sie flößen mir Furcht ein."

„Zum Glück wußte ich mir einen bessern Schutz zu sichern, als der Abbé ist, denn, meine gute Kleine, ich kann es mir nicht verhehlen, daß ich jetzt bei Hofe einer Stütze bedarf, und ungeachtet seiner Verbindung mit der Herzoginn von Parma taugt Bernis dazu nicht, denn er selbst wankt."

„Ich habe Ihnen immer gesagt, Frau Marquise, daß Sie den Spottnamen Unterrock No. 2. zu ernst nähmen, und daß die dichterische Eigenliebe des Abbé's über die tadelnden Verse Friedrichs II., die uns mit Preußen entzweiten, zu sehr aufgebracht war. Zum Glück weiß das Volk davon nichts, denn in der That, sonst würde es noch weit lauter über das Bündniß mit Oestreich schreien."

„Diese Bemerkungen kommen etwas zu spät, und die Allianz muß jetzt um jeden Preis aufrecht erhalten werden."

„So suchen Sie den König zu aufrichtiger Billigung desselben zu bewegen."

„Daran denke ich eben, und ich glaube, ich

habe die Mittel dazu gefunden. Der König muß Wien noch mehr fürchten, als er Berlin insgeheim liebt; das aber kann ich mit dem wankenden Bernis nicht bewirken."

„So bemühen Sie sich, ihn noch einmal zu befestigen."

„Im Gegentheil, mein Kind, ich will ihn stürzen."

„Nicht möglich!"

„Um mein eignes Schiff flott zu erhalten, kann ich nichts Besseres thun, als das seinige in den Grund zu bohren."

„Aber wen setzen Sie an seine Stelle?"

„Dahin wollte ich Dich haben, und Du sollst sehen, daß ich nicht schlecht urtheile. Der, den ich zu den auswärtigen Angelegenheiten berufen will, ist der Graf von Stainville, jetzt Gesandter in Wien. Höre mich recht an. Er stammt aus dem Hause Lothringen, und ist folglich verwandt mit der Familie, die in Oestreich herrscht. Ich weiß, daß Maria Theresia ihn sehr gnädig aufgenommen hat, und daß Stainville ihr versprach, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel das Bündniß zwischen Wien und Versailles zu befestigen. Der Graf ist ein

Mann von scharfem Blicke, erfindungsreich an Plänen, fruchtbar an Hülfsquellen, kühn in seinen Unternehmungen; mit einem Worte, er ist gemacht, um Richelieu oder Mazarin zu ersetzen, und fähig, unsern Ludwig XV. einzuschüchtern. Das ist der Minister, den wir am Ruder des Staates bedürfen; und nun erräthst Du das Uebrige: er gelangt durch mich in das Ministerium, er verdankt mir sein Portefeuille, und wird daher eine kräftige Stütze meiner Gunst sein."

„Vortrefflich erdacht!"

„Und nichts ist leichter, als die Ausführung. Bernis hängt nur noch mit einem Faden an dem Ministerium; mit einem Worte kann ich diesen Faden durchschneiden, und der König wird es mir sogar Dank wissen."

Alles wurde nach dem Willen der Favorite vollzogen; man schob Bernis allmählig in eine Ecke des Conseils, indem man ihm den Auftrag ertheilte, einen Friedenstractat auszuarbeiten. Der Graf von Stainville, von Wien zurückberufen, dem Könige als Verwandter des Kaisers empfohlen, und als der tüchtigste Staatsmann seiner Zeit gepriesen, sah sich plötzlich mit Vertrauen und Ehrenbezeigungen

überhäuft. Kaum hatte er den Tritt seines Reisewagens verlassen, als er auch schon Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Herzog von Choiseul war. Uebrigens bekam Antoinette bei dieser neuen Gestaltung der Dinge so viel Gewalt, als sie nur wünschte: Choiseul berieth im Kabinet der Favorite alle Angelegenheiten der Regierung. Als Ludwig XV. sah, daß der neue Minister dieser Dame einen bedeutenden Antheil an den Geschäften zugestand, glaubte er zuletzt, daß man ihres Beistandes nicht entbehren könne. Es ist wahr, daß sie die Geschicklichkeit besaß, diesen Glauben zu erwecken, indem sie durch erlauschte Kenntnisse der Verwaltung, der Diplomatie und selbst der Strategie, den König blendete.

Ludwig XV. war fast eben so sehr verliebt in seinen neuen Minister, als in eine kürzlich angelangte Schönheit seines Harems, und hätte den armen Bernis gern bis auf das Hemde ausgezogen; die Marquise, Choiseul nicht minder zugethan, als Sr. Majestät, würde für ihren ehemaligen Zeichnenmeister an den Ufern der Loire kein gutes Wort eingelegt haben; aber die Herzoginn von Parma zeigte ihm eine Anhänglichkeit, welche alles Uebrige ersetzen

konnte. Der Gedanke war so übel nicht, Marie Louise in der Dichtkunst zu unterrichten. Die Prinzeß erlangte kurze Zeit darauf den Cardinalshut für ihn. Zu Jemand, der ihm deshalb Glück wünschte, sagte er: „Das ist ein Regenschirm, den der König mir giebt, um mich gegen das schlechte Wetter zu schützen. Ich habe ihm dafür gedankt, obgleich er ihn mir zuwarf, wie einem Hunde einen Knochen."

Der neue Kirchenfürst bedurfte bald des Regenschirmes, den er von Sr. Majestät erhalten hatte: ein neuer Strom der Ungnade erreichte ihn. Die Nähe Sr. Eminenz, und besonders dessen vertraulicher Verkehr mit Ihrer königlichen Hoheit beunruhigten den Herzog von Choiseul; er bemächtigte sich entschieden der Verhandlungen mit dem Wiener Hofe, und ließ Bernis exiliren.

Aber die Eminenz entfernte sich nicht weit; indem sein glücklicher Nebenbuhler ihn aus dem Conseil, aus dem Boudoir der Marquise und vielleicht auch aus der Gunst irgend einer Operntänzerinn verdrängte, konnte er ihm doch die Zuneigung der zärtlichen Marie Louise nicht rauben. Bernis verlor alle seine Würden bei Hofe, ausgenommen die

Ehre, eine Tochter Frankreichs in der Dichtkunst zu unterrichten.

Der Cardinal bewohnte eine reizende Eremitage an einem der Enden des Parkes von Versailles. In drei Stunden konnte man vom Schlosse aus dort sein, und hatte dabei den angenehmsten Spaziergang unter einem grünen Laubgewölbe. Hier lebte Bernis einige Zeit nur den Musen und der Liebe, und wir wollen ihm an seinen reizenden Aufenthaltsort folgen.

16.

Nächtliche Ausflüge.

Täglich, zu der Stunde, zu welcher während der schönen Jahreszeit die Sonne unterzugehen pflegt, verließ das Schloß von Versailles eine hübsche Gärtnerinn mit schlankem Wuchs und kurzem Röckchen. Ihr kleiner Fuß schien über den grünen Rasenteppich hinzugleiten, ohne ihn zu berühren. Aus ihrem Häubchen hervor blitzte zuweilen ein Feuerblick, und man konnte scharf gewölbte Augenbrauen sehen, die bei näherer Betrachtung eine Physiognomie verrathen haben würden, welche man zu verbergen bemüht war. Diese elegante Bäuerinn begleitete eine zweite ländliche Schönheit, die fast eben so coquett, fast eben so hübsch, aber nicht ganz so groß war. Beide

folgten dem großen Rasenplatze, der sich vor der Façade des Schlosses ausdehnt.

Sah man den beiden Gärtnerinnen nach, so verschwanden sie unter den Schatten der Gebüsche; Abends aber, wenn die Dämmerung den Blick über die Gestalt zu täuschen begann, und besonders über die Identität der Gesichter, kehrten die ländlichen Schönheiten aus dem Gebüsch zurück in das Schloß, ohne daß irgend ein Höfling, ein Offizier oder eine Wache während des Weges vom Park in das Schloß, sie anredete.

Ohne diese Bescheidenheit würde man bei näherer Prüfung der geheimnißvollen Bäuerinnen entdeckt haben, daß die größere von beiden bei ihrer Rückkehr nicht mehr dieselben Züge trug, wie bei ihrer Entfernung, und daß während des Spazierganges von drei bis vier Stunden ein Umtausch der Personen Statt gefunden hatte.

Wäre es dann erlaubt gewesen, kurz vor Tagesanbruch durch die Gärten von Versailles zu gehen, so hätte man unfehlbar eine große Dame bemerkt, die durch den Park dem Schlosse zuschritt, und vom Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Mantel gehüllt war. Auch dieser frühen Spazier-

gängerinn näherte sich Niemand; kam sie bei den Schildwachen vorbei, so wendeten diese ihr den Rücken zu, und in der Vorhalle, auf der Treppe, die sie hinaufstieg, in den dunkeln Gängen, durch welche sie kam, begegnete ihr kein Mensch. Auf das Geräusch ihrer Kleider wurde eine Thür schnell geöffnet und eben so schnell wieder geschlossen. — Das Geheimniß nur wußte das Uebrige.

Doch die Zeit enthüllt stets die geheimsten Geheimnisse, und so ist es auch jetzt bekannt, daß die Gärtnerinnen bei der Entfernung die Herzoginn von Parma und die liebenswürdige Gräfinn von S., ihre Favorite, waren, die allzu nachlässige Wächterinn am Eingange des Apollogebüsches. Bei der Rückkehr war es freilich noch die Gräfinn von S., statt der königlichen Hoheit aber verhüllte das ländliche Gewand einen Pagen, der höchstens siebzehn Jahre alt war, und dessen Wuchs in weiblicher Kleidung dem Marie Louisens vollkommen glich.

Dieser Jüngling, welcher in der Neigung der Gräfinn an die Stelle des erwähnten Gardeoffiziers getreten war, hatte den sonderbaren Auftrag, vom Abend bis zum Morgen Herzoginn von Parma zu

sein. Die Verwandlung fand im Walde Statt; der Substitut kehrte mit der Gräfinn S. in die Zimmer der Königstochter zurück, und nahm das Bett der Prinzeß ein, um im Fall der Noth eine schlafende Hoheit vorstellen zu können. Wenn dann Morgens das Rauschen des seidenen Mantels sich in dem engen Gange hören ließ, wurde der Stellvertreter wieder Page, und übergab der reiselustigen Prinzeß ein Lager, welches wahrlich des Bettwärmers nie bedurfte.

Die geheimen Chroniken versichern, diese dem herzoglichen Lager mitgetheilte Wärme hätte dem Urheber derselben treibhausartig genützt, weil die Prinzeß sich genöthigt sah, ihn zum Dragonercornet zu machen. Allein sie tröstete sich darüber, denn unter ihren Pagen gab es noch drei bis vier, die in weiblicher Kleidung gerade ihre Größe hatten. Die kleine Gräfinn fügte sich willig in diese Reihenfolge der Nebengünstlinge, und in einer Zeit von sechs Monaten, denn so lange währten die nächtlichen Promenaden Marie Louisens, bekam die Cavallerie fünf Cornets.

Es wäre wohl überflüssig, noch zu erwähnen, daß die Prinzeß sich nach der Einsiedelei des Herrn

von Bernis begab. Welcher Leser hätte das nicht bereits errathen? Kaum hatte die Prinzeß unter dem grünen Laubdache fünfhundert Schritte gethan, als sie mit Sr. Eminenz zusammentraf, welche mit eignen heiligen Händen einen leichten Jagdwagen lenkten. Die vorgebliche Gärtnerinn eilte auf den schönen Verbannten zu, grüßte ihre Gefährtinn und rief ihr zu: Gute Nacht! worauf dann die Gräfinn antwortete: Die wünsche ich Ew. Hoheit ebenfalls!

Hierauf rollte der leichte Whiski geräuschlos über den weichen Teppich des Waldes hin, und die Gräfinn kehrte in der erwähnten Gesellschaft nach dem Schlosse zurück.

Besuchen wir nun das köstliche Lusthaus, zu welchem der Cardinal seine königliche Geliebte führte, so finden wir in einem reizenden Garten jeden Schmuck, den Bildhauerei und exotische Vegetation der Blumen gewähren können; diese letztern besonders entfalteten in Bernis Garten, wie in seinen Gedichten, ihre wechselnden Farben und ihren zarten Duft.

Die Gemächer der Einsiedelei entsprachen durch ihre Pracht den Reizen des Gartens; allein der Cardinal war mit den geschickten Täuschungen des

römischen Katholicismus vertraut; seine Collegen Italiens hatten ihn jene äußere Frömmigkeit gelehrt, hinter der weltliche Gewohnheiten sich verstecken. Es gab eigentlich zwei Häuser in dem Hause des Cardinal Bernis: der eine Theil umfaßte die Kapelle, einige Zimmer, einfach, wie die Zellen eines Klosters, mit Möbeln von gewöhnlichem Holz, und eine Gallerie ascetischer Gemälde. In einer bedeutenden Bibliothek standen die Kirchenväter, in Kalbsleder gebunden und mit dem goldenen Kirchenwappen Sr. Eminenz gestempelt. In diesem Theile seines Hauses empfing Bernis die Geistlichen, die ihn besuchten, und es war hier für Herrn von Beaumont, Erzbischof von Paris, eine bequeme, aber einfache Wohnung eingerichtet worden. Man muß nämlich erwähnen, daß dieser Prälat ungeachtet des Rufes der Galanterien, in welchem der Exminister stand, diesem sehr zugethan blieb, und man darf sich darüber nicht wundern, denn eben dieser Erzbischof gab den jungen Schauspielerinnen Briefe an den Herzog von Richelieu, den ersten Kammerherrn, um sie auf das bloße Versprechen einer Generalbeichte in articulo mortis völligen Theil an den Vortheilen des

Theaters nehmen zu lassen. Der Erzbischof von Paris wußte, daß es in seiner Zeit nicht genügte, ein guter Katholik zu sein und den Glauben zu verbreiten; nach der Taktik Molina's erkannte er die Nothwendigkeit, zugleich auch ein guter Politiker zu sein, und er liebte Bernis, weil er wußte, daß dieser sich gleich ihm zu den Fahnen des Jesuitismus bekannte.

Der innere Theil, den wir so eben beschrieben, gehörte dem Katholicismus an, doch unter demselben Dache befand sich der Tempel des Heidenthumes. Er zeigte zuerst einen lachenden Speisesaal, der durch einen Gang mit einer Treppe zusammenhing, welche in die Küche führte, die sich im Souterrain befand. Keine lästige Dienerschaft war zu sehen; ein Tisch nach dem von Choisy eingerichtet, hob sich ganz gedeckt aus dem Boden empor; vier Nebentische senkten sich ab und auf, um die allmäligen Bedürfnisse der Mahlzeit herbeizuschaffen. Im Hintergrunde dieses Speisesaales führte eine Doppelthür zu einer Reihe von Feengemächern. Auch hier befand sich eine Bildergallerie, allein sie enthielt weder Heilige, noch Apostel, noch Jungfrauen, noch fromme Bräute des Herrn, die auf kalten Quadern feuchter Kir-

chen knieten. Hier sah man nur heidnische Gottheiten flattern; Liebesgötter, Faunen, die den Nymphen nachliefen, andere, die sie ereilt hatten. Hier ruhten Mars und Venus in einem einsamen Gebüsch von Paphos; dort tröstete Bacchus Ariadnen; weiterhin verjüngte Aurora den Titan, wie jede hübsche Frau einen Greis verjüngt, der nicht ganz entschieden alt ist. Für vertraute Freunde, und namentlich für die Herzoginn von Parma, drückte der Einsiedler des Parks von Versailles auf den Knopf einer im Täfelwerk verborgenen Thür, und plötzlich öffnete sich ein Kabinet, in welchem alle Launen der Courtisanen von Rom in ihren schönsten Momenten durch Malerei und Bildhauerkunst dargestellt waren. Ihro königliche Hoheit brachten gewöhnlich in diesem Heiligthume, das allen Profanen unbekannt war, einen Theil der Stunden zu, während welcher sie sich in Versailles durch einen Pagen vertreten ließen.

Man begreift, daß dieser wollüstige Luxus, diese erotische Wahl der Gemälde und Bildhauerarbeit, diese geheimnißvollen, von Wohlgerüchen erfüllten Säle, mächtig auf eine Einbildungskraft wirken mußten, welche einige Zeit durch das Feuer des

spanischen Himmels gereizt, durch die leichten Sitten der Castilianer entflammt war. Ich will es versuchen, eine Zusammenkunft des Paares in der Einsiedelei zu schildern, und wähle dazu die beste, die sich mir bietet. Zuvor aber bin ich es dem Leser schuldig, Einiges über den Gesundheitszustand der Herzoginn von Parma zu sagen.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Prinzeß, durch ein feuriges Temperament beherrscht, sich lange Zeit Genüssen der Liebe hingegeben hatte, die eben so leidenschaftlich, als abwechselnd waren. Diese unregelmäßige Lebensart hatte bald die Constitution der Prinzeß untergraben, und oft weigerte sich ihre physische Schwäche, den ungeregelten Begierden ihrer entzündeten Einbildungskraft Folge zu leisten; aber gleichwohl mußte die Natur gehorchen. Obgleich noch jung, fühlte Marie Louise ihre Kräfte mit entsetzlicher Schnelligkeit schwinden, aber sie wollte auf dem jähen Abhange des Lebens nicht stehen bleiben, auf dem sie mitten unter den Blumen, die das Vergnügen auf ihren Pfad gestreut hatte, ihr Grab schon geöffnet vor sich erblickte.

Als der Cardinal in das Exil geschickt wurde, fühlte die Prinzeß sich sterbend, und leicht konnte sie

die Monate zählen, die ihr noch zu leben blieben. Niemand ahnete ihren Gesundheitszustand, der sich durch die Züge und Formen dieser unerschrockenen Priesterinn der Liebe nur wenig verrieth. Wenn ich mich beklage, dachte sie, so werden sie mich mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln der Facultät umringen, und mir eine Legion von Aufpassern geben; ich müßte mir alle Arten von Entbehrungen auflegen, und das Alles könnte mich doch nicht retten, sondern höchstens meinen Todeskampf verlängern. Lieber will ich ihn verschönern, mit Entzücken bereichern, selbst auf die Gefahr hin, ihn abzukürzen. Sie wissen nicht, daß ich sterbe, und ich werde es ihnen verschweigen.

So urtheilte Marie Louise von Frankreich. Die Ausschweifung hat also auch ihren Heldenmuth, und man kann nicht nur durch Weisheit, sondern auch durch Liederlichkeit Philosoph werden.

Eines Abends, als sich die Herzoginn wieder nach der Einsiedelei begab, fühlte sie in dem Parke von Versailles plötzlich, wie ihre Beine ihr den Dienst versagten; die Bäume tanzten vor ihrem Blick, und ihr Grün mischte sich mit rothen Streifen. Die Prinzeß griff nach der Hand der Gräfinn

von S., und sank ihr in die Arme. Die Gräfinn ließ sie voll der höchsten Bestürzung auf den Rasen niedergleiten, und hielt ihr flüchtiges Salz vor. Die Herzoginn erholte sich allmählig, und als sie den Cardinal erblickte, fühlte sie sich plötzlich wieder wohl, und rief:

„Ach, da ist er ja — er! — das Glück! — Kleine, unbedingtes Schweigen über das, was sich hier so eben zugetragen hat. Du versprichst es mir, nicht wahr?"

„Ja, Ew. Hoheit, aber vielleicht wäre es klüger, nach Versailles zurückzukehren. Wenn das Unwohlsein Ew. Hoheit sich erneuerte —"

„Nein, nein, fürchte nichts; bei ihm ist das unmöglich."

„Ich werde rechte Angst ausstehen."

„Und mit Unrecht," erwiderte lachend die Herzoginn. „Es giebt eine Art von Glück, welche nicht erlaubt, krank zu sein."

„Gott möge Sie erhören!"

„Still, da ist Bernis."

Marie Louise stieg mit der gewöhnlichen Leichtigkeit in den Jagdwagen, grüßte ihre Gefährtinn

freundlich, und legte den Finger auf den Mund. Die Pferde flogen davon.

In einem Leben, welches seinem Ziele naht, giebt es ungewöhnliche Regungen der Leidenschaft und Seelenerschütterungen, die den hellen Strahlen eines erlöschenden Lichtes gleichen. Man sollte meinen, das Leben bemächtige sich dann gewaltsam seiner letzten Kraft, wie die erlöschende Flamme der Luft, durch die sie ernährt wird.

„Es scheint mir, mein Freund," sagte an diesem Abende Marie Louise, indem sie an des Cardinals Seite durch den Garten ging, „als verleihe die Sonne heut den Blumen einen noch goldigern Schein, wie sonst. Scheint es Ihnen nicht, als dufteten sie süßer, wie gestern?"

„Jedenfalls machen mich Ihre Worte sehr glücklich, Prinzeß," entgegnete der Cardinal. „Man fürchtet so sehr, das Vergnügen, zu dem man etwas beiträgt, abnehmen zu sehen, wenn ein angebetetes Weib es kostet."

„Ach, wann werden Sie denn endlich den eitlen Unterschied des Ranges vergessen, der mein Ohr beleidigt! Bin ich denn hier Prinzessinn? Nein, nur das liebende Weib. Die Eitelkeit der

Welt, das sind die Freuden des Stolzes, und wenn man liebt, hat man nicht Zeit, stolz zu sein. Und Rang, Größe? Ach, Bernis, nehmen Sie den Rasen hinweg, graben Sie ein Grab, legen Sie den erhabensten Körper in die Grube, und Titel, Ehren, Würden sind dahin!"

„Ausgenommen der Ruf! So wird man sich stets erinnern, daß Marie Louise von Frankreich die liebenswürdigste der Frauen war."

„Das kümmert mich wenig, mein Freund, denn Sie werden ja dann nicht mehr da sein, um sich zu erinnern, daß ich auch die liebevollste war. Eilen wir daher, mit langen Zügen die Liebe einzuschlürfen, die mir heut entzückender scheint. als je."

„Die Nacht ist angebrochen, theure Marie," rief der Cardinal, den der Taumel seiner Geliebten angesteckt hatte; „lassen wir den liebenden Rasen den Thau, die liebenden Blumen den Zephyr einschlürfen; unsere Liebe fordert andere Genüsse."

„Und nie, nein, nie werden sie mir süßer erschienen sein."

In der Mitte des Speisesaales stand eine Tafel, die mit duftenden Speisen und blitzenden Flaschen besetzt war. Die beiden Liebenden nahmen

Platz. Die Herzoginn aß wenig, aber desto öfter reichte sie ihr Glas dem Amphytrion der Einsiedelei.

„Gieß ein, gieß ein, mein Freund," sagte sie nach dem zweiten Glase Champagner. „Gieß ein; das ist ein Rausch, und ich glaube, ich liebe dich dadurch nur noch mehr. Ach, wie sehr weiß ich ihm ein solches Wunder Dank. — Ich kann nicht zu viel trinken."

„Doch, Marie; diese Macht, die jetzt schäumt und braust, wird zuletzt selbst die Liebe überwinden."

„Ich weiß es; aber ich begreife nicht, durch welchen Zauber ich mich heute stark gegen den Nektar fühle, den du eine Macht nennst. Ich finde in ihm nur einen reizenden Verbündeten. — Gieß wieder ein — so gieß doch ein! Man sollte glauben, du geizest mit dem Weine! Morgen vielleicht funkelt die Ambrosia der Einsiedelei nicht mehr in meinem Glase."

„Wie finstere Betrachtungen trüben plötzlich deine lachenden Gedanken? Welche Sorge lagert auf deiner Stirn, im Widerspruch mit den Rosen, welche deine Wangen färben?"

„Weil ich eben an die Grube dachte, die ich vorhin bildlich in deinem Garten öffnete.“

„Laß uns solche Gedanken verbannen!“

„Weshalb, Bernis? Cypressen, mit Rosen und Myrthen gemischt, bilden einen passenden Kranz für Anakreon. Hörst du, Dichter? — Ich möchte wohl versuchen — hast du nicht einige Cypressenzweige? Ach ja, ich erinnere mich, an dem offenen Fenster steht ein Baum. Da ist ein Zweig! Laß mich meine Laune befriedigen; sie ist vielleicht verschroben, wenn du willst, aber ich mag sie nicht aufgeben. Es scheint mir, als müßte dein Kopf, mit einem solchen Kranze geschmückt, noch schöner aussehen.“

„Deine Wünsche sind mir Gesetz, aber dieser Trauergedanke, mit lachendem Munde ausgesprochen, preßt mir das Herz zusammen. Weißt du, daß es nichts Traurigeres giebt, als die Lustigkeit, die über den Tod scherzt?“

„Schwäche, mein Freund.“

Während des Sprechens bog Marie Louise von Frankreich den Cypressenzweig zum Kranze, flocht dann einige Blumen, die auf dem Tische standen,

hinein, und zeigte dabei eine Schnelligkeit und Gewandheit, daß ihre mit Diamanten geschmückten Finger in tausend Strahlen glänzten. Als der Kranz fertig war, setzte die Prinzeß ihn der Stirn des Dichters auf, führte diesen dann vor einen Spiegel und sagte: „Sieh!"

Ihre Augen blieben fest auf den Spiegel geheftet, in dem die bekränzte Stirn ihres Geliebten sich zeigte; noch immer fühlte sie sich von trüben Gedanken bestürmt, und unwillkürlich entzog ihre Hand dem Kranze bald eine Rose, bald eine Myrthe, bald eine Nelke, bis zuletzt nur noch der Cypressenzweig übrig blieb.

„Sieh, Bernis," sagte die Prinzeß mit einem himmlischen Ausdrucke, „den Kranz wirst du bald tragen müssen."

„Großer Gott, was willst du sagen?" rief der Cardinal, plötzlich aus dem dichterischen Brüten erwachend, in welches die sonderbare Bekränzung ihn versenkt hatte.

„Nichts, nichts, ich lache! — Komm, komm! — Diese Nacht wenigstens gehört uns noch an!"

Der geheimnißvolle Knopf wurde gedrückt; das Heiligthum der Liebe öffnete sich und schloß sich wieder, und alle Myrthen aus Bernis Kranze schmückten das Lager des Kabinets.

17.

Das Drama.

Am nächsten Tage mit Anbruch der Dämmerung wartete Bernis, neben seinem Wagen stehend, schon über eine Stunde auf die Prinzeß. Er wartete noch eine Stunde, und sie kam nicht. Die Unterbrechungen in den Zusammenkünften der Liebenden waren selten gewesen, aber es hatten deren doch Statt gefunden, und so kehrte der Cardinal mehr traurig, als überrascht nach der Einsiedelei zurück. Am nächsten Tage ging es ihm eben so, und nun fühlte der Verbannte sich von lebhafter Unruhe ergriffen. Er wollte nach Versailles gehen, obgleich der Hof ihm ausdrücklich untersagt war, aber bei reiferer Ueberlegung gab er den Plan auf. Gegen

Ende des dritten Tages kehrte Bernis abermals an den gewöhnlichen Ort des Zusammentreffens zurück, und fand auf einem Rasenhügel eine Dame seiner warten. Er bebte, als er ihre Trauerkleidung sah: es war die Gräfinn von S.

„Frau Gräfinn, was ist vorgefallen? Bringen Sie mir Nachricht von der Prinzeß?"

„Sehen Sie nicht meine Kleider, Herr Cardinal?"

„Was sagen Sie, Gräfinn? Marie Louise von Frankreich ist —"

„Todt! — Ich überbringe Ihnen ihre letzten Worte, denn an Sie waren sie gerichtet. Indem die Seele Ihrer Hoheit dem Körper entfloh, schwang sie sich Ihnen zu: Sie hätten es hören können, wie sie Ihnen das traurige Lebewohl zuflüsterte."

„Ha, welche finstere Ahnung eines nahen Endes! Welch ein unbegreifliches Geheimniß ist mit dem Leben der Menschen verschlungen!"

Nachdem der Cardinal kaum verständlich diese Worte ausgesprochen hatte, heftete er die Augen auf die Erde, sein Kopf sank auf die Brust herab, und lange blieb er so stehen. Große Thränen entrollten seinen Augen, die Gräfinn weinte mit ihm, und

an dem Orte, der so oft die Seufzer der Liebe hörte, ertönten jetzt nur die Seufzer des Schmerzes. Endlich brach die Gräfinn von S. das finstere Schweigen.

„Setzen Sie sich, Herr Cardinal," sagte sie mit gepreßter Stimme; „ich muß meine traurige Sendung erfüllen."

Der Cardinal ließ sich neben die Betrübte niedergleiten, und stieß aus gepreßter Brust die Worte hervor: „Ich höre!"

„Vorgestern Morgen," sagte die Gräfinn, „kehrte die Prinzeß, wie gewöhnlich, mit den ersten Strahlen des Tages zurück; ihre Züge schienen mir entstellter, als sonst. Sie legte sich jedoch ziemlich heiter nieder; allein als ich die Vorhänge zuziehen wollte, rief sie mich, gebot mir, an ihrem Lager Platz zu nehmen, und sagte:

„Kleine, ich werde das Bett nicht wieder verlassen; morgen früh habe ich aufgehört zu leben. Meine Existenz geht zu Ende; vielleicht zu schnell, doch ich habe sie redlich benutzt, und darf sie nicht beklagen. Ich gestehe dir selbst, daß die Zukunft mir nicht entgegen lächelte; meine Kräfte genügten bald nicht mehr für die Genüsse, welche dem Leben

Werth verleihen. Tage ohne Freuden sind ein Frühling ohne Blumen, und besser ist der Tod. Ich sehe ihn daher lächelnd herrannahen."

„Verbannen Sie diese trüben Gedanken, meine theure Prinzeß," antwortete ich, Ihre Hoheit umarmend.

„Trübe? Du täuschest dich," fuhr sie ruhig fort; „du siehst wohl, daß ich sehr heiter gesprochen habe. Doch unterbrich mich nicht weiter. — Ich fühle ein inneres Feuer, das mich verzehrt; bald wird es die wenigen Kräfte aufgerieben haben, die mir bleiben; das kann nicht anders sein. Vielleicht habe ich seit gestern meine letzten Augenblicke um einige Wochen beschleunigt; vielleicht ist es sogar möglich, daß ich Monate des Lebens gegen Minuten des Glücks austauschte; doch denke ich zurück an dieses, so bereue ich den Handel nicht, und würde ihn auf der Stelle noch einmal ohne Murren schließen.

„Ehe der König, die Königinn und die Prinzen durch meinen Tod in dieses Zimmer gerufen werden," fuhr die Prinzeß dann fort, „öffne meinen Schreibtisch, nimm die Papiere, welche er enthält, wirf sie in den Kamin, und laß sie von

der Flamme verzehren. Gräfinn, diese Papiere enthalten viele Beweise des Glücks und der Trunkenheit, die leicht eben so viele Pfänder der Schmach und der Schande werden könnten. Indem der Tod mich dieser Welt entreißt, tilgt er alle Fehler, die ich vielleicht beging, und es wäre daher unrecht, wenn mein Andenken länger beschimpft würde, als meine Vergehungen währten.

„In einem besondern Fache wirst du einige Portraits finden, die gieb mir her, ich will sie noch einmal betrachten, und mit ihnen die Rechnung der Jahre schließen, deren Spur jetzt verschwinden soll."

„Ich trug die Portraits auf das Bett der Prinzeß; es waren zehn: Musketaire, Gardeoffiziere, Pagen, Abbés. — Die Prinzeß," fügte die Gräfinn S. halblaut hinzu, „ließ nicht Alle malen. — Sie nahm die Portraits in der Reihefolge, wie die Originale derselben ihre Gunst genossen hatten, prüfte sie mit verschiedenem Ausdrucke ihrer Züge, je nach dem Grade der Zufriedenheit, den die Erinnerung Ihrer Hoheit bot, und machte mich mit einer Menge biographischer Particularitäten vertraut, die selbst nach dem Sopha des jüngern Crébillon nicht ohne Reiz sein würden, wenn man sie druckte.

Als die Prinzeß an Ihr Portrait kam, rief sie, die Augen mit einer Art von Exaltation erhebend: Der vereinigte die Eigenschaften aller Andern; er allein hat Alle ersetzt. Ihm soll mein letzter Gedanke gewidmet sein, er soll meinen letzten Seufzer beleben. — Wenn ich dem Tode nahe bin, erspähe du ihn an meinem Lager, und überbringe ihm denselben noch glühend. — Jetzt nimm die Portraits hinweg, ihr Reiz ist verschwunden. — Bernis Bild soll auf meinem Herzen ruhen, soll dessen letzte Wärme fühlen, mit ihm zugleich erkalten. — Die Ueberbleibsel dieses Bildes und die meinigen sollen in dem Grabe sich vermischen."

„Marie Louise von Frankreich hörte auf zu sprechen. Ihrem Willen getreu verbrannte ich alle Briefe, die ich in dem Bureau fand; sie schob die Vorhänge zurück, um die Asche so vieler zärtlicher Liebesschwüre, vielleicht Meineide, zu sehen; die vorübergehende Flamme, die daraus emporstieg, beschien das blasse Gesicht der Herzoginn, und zeigte in ihren Zügen ein sonderbares Gemisch der Melancholie, der leidenschaftlichen Rückerinnerung und der Ergebung. Die Flamme erlosch, die Herzoginn ließ ihre Vorhänge zufallen, und die schwarzen

Trümmer der Papiere, noch mit Funken bedeckt, flogen zum großen Theile durch die Esse. — Ich dachte an die Leichtfertigkeit der Schwüre, welche sie enthalten hatten.

„Die Prinzeß hatte keinen Todeskampf zu überstehen, doch schnell entflohen ihre Kräfte. Die im Laufe des Tages herbeigerufenen Aerzte erklärten, die Prinzeß erliege einem Schlagflusse, dessen verborgene Ursachen nicht hätten bekämpft werden können. In einer geheimen Berathung fügten sie hinzu, die Herzoginn habe ihr Ende durch zu große Unenthaltsamkeit beschleunigt.

„Der König und die Königinn haben vorgestern ihre Tochter nur ein einziges Mal besucht; Beide schienen kalt gelassen zu werden durch das Schauspiel der Vernichtung, welches sich ihnen darbot, aber aus ganz verschiedenem Grunde: Ludwig XV. mangelt es an Gefühl; Maria Leczinska legt jeden Schmerz, der ihren Kummer vermehrt, am Fuße ihres Crucifixes nieder: ihre Kälte war nur eine fromme Resignation.

„Abends wollte Marie Louise die Angelegenheiten ihres Gewissens in Ordnung bringen, und ein Pater Capuziner empfing ihre Beichte. Den

Eitelkeiten der Welt fremd, kennen die Kapuziner minder als andere Mönche die Fehler, zu welchen sie verlocken, und man zeigt sich gern nachsichtig gegen die Sünden, die man nicht kennt. — Die Abrechnung währte ziemlich lange, und als sie beendigt war, wollte die Prinzeß Niemand weiter sehen, als mich. Du warst die Vertraute meines Lebens, sagte sie, du sollst es auch im Tode sein. — Gegen zehn Uhr Abends rief mich die Prinzeß mit einer Stimme, die ihre volle Kraft wiedergewonnen zu haben schien, an ihr Lager; sie ergriff leidenschaftlich meine Hand, und sagte: Gestern um diese Stunde! — Ich fühlte meine Finger durch einen krampfhaften Druck fast gebrochen, und konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken. — Verzeihung, liebe Freundinn, sagte die Sterbende, indem sie aufhörte, meine Haut mit ihrer trockenen Hitze zu verbrennen; ich that dir wehe. Das kommt daher, weil ich daran dachte — doch ich darf nicht daran denken. — Diese letztern Worte sprach sie mit fast erloschener Stimme; noch zwei Worte rangen sich dann gewaltsam aus der Brust Marie Louisen's hervor: Sterben, vergessen! — Dann schwieg sie, und ich hörte ein leises Röcheln in ihrer Kehle.

Gegen zwei Uhr Morgens nahm es bedeutend zu, und eben als die Schloßuhr Vier schlug, rief die Prinzeß, die nicht einen Augenblick das Bewußtsein verloren hatte, mir mit lauter Stimme zu: Komm, es ist Zeit — meine Seele entflieht — sag' ihm — daß sie auf den Schwingen eines Gedankens der Liebe enteilt — da — mein — letzter — Seufzer — gilt — dir — Bernis! —

„Ich habe Ihnen Alles gesagt," flüsterte die Gräfinn mit gepreßter Stimme; „mein trauriger Auftrag ist beendet. Ach, Herr Cardinal, wie Sie von ihr geliebt wurden! Sie wären ein Undankbarer, könnten Sie das je vergessen."

„Je vergessen!" wiederholte der Cardinal wie ein Echo des Grabes.

Die Gräfinn schlug langsam den Rückweg nach dem Schlosse ein, und der Verbannte schritt der Einsiedelei zu, ohne an seinen Wagen und seine Pferde zu denken. Aber die Thiere folgten ihm, und als er sein Lusthaus erreicht hatte, erblickte er, sich umwendend, die beiden treuen Diener mit dem glänzenden Haar, den schlanken Formen, den dampfenden Nüstern.

18.

Der Vertrag.

Die Liebe des Cardinal Bernis zu Marie Louise von Frankreich war eine Episode in dem Leben ehrgeiziger Intriguen dieses Prälaten, aber diese Episode nahm zehn Monate lang alle Kräfte seines Herzens und seines Geistes in Anspruch. Entweder der Einfluß des Ehrgeizes, oder die Wirkung der verführenden Reize der Prinzeß waren die Ursach, genug, er hatte sie leidenschaftlich geliebt, und betrauerte sie aufrichtig. So lange diese verliebte Periode dauerte, achtete die Eminenz selbst nicht auf das Exil, und ließ dasselbe unbekümmert hingehen.

Als er aber zwei Monate seine erhabene Geliebte beweint hatte, und nun die Einsamkeit be-

merkte, in welcher die Strenge des Hofes ihn ließ, erschrak er darüber. Die Leere, welche durch erloschene Liebe in seinem Herzen entstand, mußte ausgefüllt werden, denn als Dichter und Intrigant konnte der Cardinal nicht ohne Leidenschaft leben: Rachgier und Haß boten sich ihm dar, und wurden willig aufgenommen.

Ungeachtet der anfangs zärtlichen und dann schmerzhaften Beschäftigung seiner Gedanken hatte der Bewohner der Einsiedelei noch nicht vergessen, daß Frau von Pompadour und der Herzog von Choiseul die Ursache seiner Ungnade waren; er mußte diese Schuld bezahlen, und dachte daran.

Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein ausgezeichneter tüchtiger Geschäftsmann, blendete den Hof; er versprach viel, und hielt wenig; aber er gefiel der Frau von Pompadour, entzückte Ludwig XV. durch prächtige Luftschlösser, verhüllte die drückenden Lasten in den Augen eines Adels, der sie nicht fühlte, durch Versprechungen einer glänzenden Zukunft. Diese Art von Zauber währte einige Zeit, und fast alle Welt nahm Theil an den Hoffnungen, die Choiseul erweckte. Aber plötzlich verschwand der Taumel gegen Ende

des Jahres 1759. Unsere Armeen wurden in Deutschland geschlagen, unsere Flotten im mittelländischen Meere und im Ocean vernichtet, unsere Colonien in Indien erobert. Die Niederlagen im Kriege verwirrten die Finanzen Frankreichs, und nachdem der General-Controlleur Silhouette einen Augenblick das Elend des Staates durch ein Mittel verdeckt hatte, welches dem Unwillen des Volks zusagte, indem er die sogenannten Blutegel, die Finanzpächter, preßte, zeigte er den Leichnam von dem öffentlichen Credite gänzlich entblößt. Der General-Controlleur stellte die Zahlung gewisser Zinsen, die Rückerstattung gewisser Kapitale, ein. Bald ertönte die letzte Nothglocke einer im Sterben liegenden Regierung: die Unterthanen des Königs wurden aufgefordert, ihr Silberzeug in die Münze zu bringen.

„Das ist der Augenblick, zu handeln!" rief Bernis in seiner Zurückgezogenheit, nachdem er diese Nachrichten in der Gazette de France gelesen hatte, und schnell bestieg er seinen Wagen und fuhr nach Paris.

Der Erzbischof Christoph von Beaumont schleuderte damals Verordnungen über Verordnungen

gegen die Philosophie, welche die sophistischen Dogmen des ultramontanen Katholicismus beleuchtete; gegen die Jansenisten, welche in ihren sinnreichen „kirchlichen Neuerungen" die Doctrinen der Jesuiten und Molina's zertrümmerten. Christoph von Beaumont, ein Feind Choiseul's, der gegen die religiöse Intoleranz eiferte, ein Feind der Favorite, welche beständig bemüht war, den Pater Griffé, den jesuitischen Beichtvater, zu verdrängen, Christoph von Beaumont schloß mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht den Minister und die Marquise in die Anathemata ein, die er im Namen Roms schleuderte oder schleudern ließ, so wie in die Hirtenbriefe und evangelischen Rundschreiben an seine Diöces. Zu diesem Prälaten begab sich Bernis; man kann wohl denken, daß er als Mitglied des heiligen Collegiums in die exaltirten Ansichten des Metropolitans einstimmte. Der Cardinal wußte gewandt seine Neigungen mit seinem Interesse in Einklang zu bringen, und hatte daher beständig Boudoir und Kirche, Oper und heiligen Stuhl gleichen Schritt halten lassen. Deshalb stand er auch, wie ich schon früher erwähnt zu haben glaube, bei dem Erzbischof in Gunst.

„Gnädiger Herr," sagte er, indem er zu ihm eintrat, „es bietet sich uns eine schöne Gelegenheit, Choiseul und die Pompadour zu stürzen. Die Monarchie ist in extremis; der König muß jetzt klar einsehen, daß dieser so ausgezeichnete Minister, dieses Licht der Klugheit und Weisheit, nichts bewirkt hat, seitdem er das Ruder des Staates in Händen hat, und daß jetzt Alles schlechter geht, als zu meiner Zeit."

„Ohne Zweifel, mein lieber Cardinal, viel schlechter: Die Jansenisten erheben wieder das Haupt, die Convulsionairs zeigen sich abermals, und die neuen Vergifter, Diderot, d'Alembert, Voltaire und Rousseau, brauen ungestraft ihre giftigen Doctrinen. — Seit achtzehn Monaten haben die Herren vom Parlamente nicht einen Band philosophischer Schriften verbrannt! Mein Freund, es ist geschehen; wir stehen dem Verderben nahe."

„Im Gegentheil, mein lieber Erzbischof, wir nähern uns der Wiederherstellung der heiligen Doctrinen, wenn wir durch die Kanzel den öffentlichen Klagen etwas zu Hülfe zu kommen verstehen. Ludwig XV. ist schon unzufrieden mit dem Minister, der ihnen nicht vorzubeugen wußte, gereizt

durch das Gezisch, mit dem er bei seiner letzten Reise nach Paris empfangen wurde, und wird ohne Zweifel den Staatsmann entfernen, der die Ursache davon ist, so wie die Maitresse, die diesen Charlatan an das Ruder des Staates brachte."

„Ach, wenn doch irgend eine gute Krankheit den König befallen wollte!" sagte der fromme Erzbischof, indem er die Augen zum Himmel erhob; „wie könnte die uns nützen!"

„Ja, wahrlich, achtundvierzig Stunden von dem Wiederschein der Höllenflammen auf das Gewissen Ludwigs XV., so wäre Frau Antoinette verjagt, und Choiseul müßte ihr folgen."

„Wie Schade, daß wir das Fieber nicht zu unserm Befehl haben!"

„Gnädiger Herr, wie wäre es, wenn wir ein neuntägiges Fasten veranstalteten?" sagte Bernis mit ironischem Lächeln.

„Mein lieber Cardinal, heben Sie diese Bonmots für den Merkur auf."

„Nein, im Ernst, Sie könnten dem Pater Griffé empfehlen, in seinen Ermahnungen die Dosis religiöser Strenge zu verdoppeln. Sie kennen Ludwig XV.; er ist abergläubisch, furchtsam. —

Da kömmt mir ein glücklicher Gedanke! Der Beichtvater schildere dem Könige das jetzige Unglück als eine Folge seiner Entfernung von dem guten Clerus, als eine Folge der schlechten Wahl seiner Minister, und besonders als eine Züchtigung für seine galanten Ausschweifungen."

„Der Gedanke ist gut, und wir wollen ihn zur Ausführung bringen. Hören Sie, Cardinal, was ich in einer Verordnung, die eben gedruckt wird, über die Favorite sage: „Die göttliche Ge„rechtigkeit erlaubte die Geburt eines Ungeheuers, „welches das Jahrhundert entehrt und das Volk in „Verzweiflung stürzt: Dieses Ungeheuer wollte den „Busen zerfleischen, der es ernährte, und das At„tentat wurde durch Verrath nach reiflichem Vor„bedachte in dem Palaste unternommen."

„In der That nicht übel: Frau von Pompadour anzuklagen, Damiens den Dolch in die Hand gegeben zu haben! Ein köstlicher Gedanke!"

„Morgen wird die Schrift vertheilt; binnen drei Tagen tönen alle Kanzeln der Diöces davon wieder, und ich will meine Anstalten schon so treffen, daß das Echo durch das ganze Königreich erschallen soll."

„Vortrefflich! Besonders aber tyranniſire der Pater Griffé den Geiſt des Königs.“

„Das iſt abgemacht. Sie aber, Herr Cardinal, müſſen uns die Zuſtimmung Roms gewinnen.“

„Sein Sie vollkommen ruhig. Inzwiſchen,“ fügte Bernis hinzu, „würde der Pater Griffé nicht übel thun, dem Könige beizübringen, daß eine geiſtliche Hand am Ruder des Staates die Unordnung leichter beſeitigen würde.“

„Und da der franzöſiſche Clerus keine geſchickte Hand beſitzt, als die Ihrige,“ fuhr der Erzbiſchof fort, „werden Se. Majeſtät daraus erkennen, daß Sie in den Conſeil zurückzuberufen ſind.“

„Das Parlament würde dann vollkommen Unrecht haben, die Verweigerung der Sakramente zu verdammen,“ fuhr der Cardinal fort; „die Proſcription der Janſeniſten würde Beifall finden, und der Orden Loyala's triumphiren.“

„Möge Gott Sie erhören, mein theurer Freund!“

„Und Sie beſchützen, mein theurer Erzbiſchof!“

Als die heilige Verſchwörung auf dieſe Weiſe verabredet war, trennten ſich die beiden Prälaten, um an der Ausführung zu arbeiten, Beaumont offen, Bernis insgeheim, indem er die Anhänger

in Bewegung setzte, die ihm bei Hofe noch geblieben waren.

Die Blitze der Kirche, die durch ganz Frankreich zuckten, die eifrigen Ermahnungen des Pater Griffé und die dunkeln Intriguen der Freunde Bernis führten bald einen furchtbaren Ausbruch der Unzufriedenheit unter dem Volke und selbst am Hofe herbei; man verwünschte laut den Herzog von Choiseul und die Favorite als die Urheber von dem Verderben Frankreichs. Ludwig XV., der auf allen Seiten bestürmt wurde, glaubte den Kopf verlieren zu müssen, und wurde endlich von einem Fieber ergriffen.

Während der Donner grollte, pflegte Bernis, der einen Theil der Wolken aufgethürmt hatte, friedlich in seiner Einsiedelei den Blumengarten und seinen poetischen Geist; er schien den Unruhen, welche in der politischen Sphäre sich entwickelten, gänzlich fremd zu sein. Aber Frau von Pompadour erkannte das Werk an der Hand des Meisters; der Plan der Verschwörung gegen sie und den Herzog von Choiseul war zu fein angelegt, als daß er von Christoph von Beaumont herrühren konnte; Alles verrieth der Marquise die Mitwirkung ihres

ehemaligen Geliebten. Sie war jedoch zu gewandt, um in diesem Augenblicke gegen den Cardinal handeln zu wollen: ein General, dessen Armee umzingelt ist, denkt eher an eine gute Capitulation, als an eine Schlacht.

Antoinette bestellte eines Morgens ihre Pferde, und fuhr nach der Einsiedelei. Bernis bearbeitete mit einem Spaten in der Hand seine Anemonen, als sie in den Garten trat.

„Sie, Frau Marquise?" rief er mit einer Ueberraschung, welche kaum seine Freude verbarg.

„Ich selbst, Herr Cardinal; ich komme, Sie in Ihrer reizenden Zurückgezogenheit zu besuchen."

„Die Frau Marquise wollen sagen, in meinem Exil."

„Das kann man wohl vergessen, denn Sie haben es in ein irdisches Paradies verwandelt."

„Wollen Sie hier vielleicht die Rolle der Schlange, oder des Engels mit dem feurigen Schwerte spielen, mich daraus zu vertreiben?"

„Weder die eine, noch die andere; ich komme nur, Sie um ein Frühstück zu bitten."

„Das ist allerliebst von Ihnen, nachdem Sie mich außer Stand gesetzt haben, bei Ihnen zu frühstücken."

Der Cardinal bot der Marquise seine Hand, und sagte: „Verzeihung, wenn sie etwas mit Erde beschmutzt sein sollte, aber das wäre ganz natürlich, weil Sie einen Minister zu einem Gärtner gemacht haben."

Man begab sich in den niedlichen Speisesaal, und frühstückte sehr heiter. Gegen Ende der Mahlzeit sagte der Cardinal lächelnd:

„Frau Marquise, ständen wir Beide noch in den Tagen unserer Jugend, so könnte ich glauben, Sie wären durch Das, was Sie ehedem den Reiz meiner Unterhaltung nannten, hierher geführt worden; seitdem aber haben die Pfeile der Liebe Ihr Herz von der Wunde geheilt, die ich ihm einst beibrachte, und Sie sind aus einem andern Grunde hier, als um ein neues Liebesverhältniß anzuknüpfen. Gestehen Sie daher den Grund offen ein, wenn Offenheit am Hofe existiren kann."

„Sie kommen mir zuvor, Cardinal, und ich rede. Sie scheinen hier nur Anemonen zu pflegen, und doch sind die Blumen das Wenigste, womit Sie sich beschäftigen; denn durch Ihre Bemühungen und die des Herrn von Beaumont thürmte

das Gewitter sich über meinem Haupte und über dem Ihres Nachfolgers auf."

„Sie irren, Frau Marquise, ich denke nur an meine Blumen."

„Ich verlange kein Geständniß; Ihre Feindseligkeiten sind übrigens rechtlicher Krieg. — Sie sehen, daß man am Hofe von Versailles doch noch einige Freimüthigkeit finden kann."

„Guter Gott, Frau Marquise, Ihr Irrthum ist merkwürdig; Sie wissen wohl, daß Menschen, die Ihr Zorn traf, kraft- und machtlos sind, daß sie einem Körper ohne Seele gleichen."

„Mag sein; aber um Ihre Redefigur beizubehalten, entgegne ich, daß die Seele eines Cardinals, der Erde entflohen, sich in das Gebiet des Himmels flüchten und von dort aus den irdischen Menschen ihre Feindschaft zeigen kann. — Uebrigens müssen Ew. Eminenz wissen, daß ich wohlunterrichtet bin, und daß Ihr Läugnen meine Ueberzeugung nicht zerstöhrt."

„Läugnen, Frau Marquise? Stehe ich denn vor meinem Richter?"

„Keineswegs, Herr Cardinal; ich suche nicht

einmal mit meinem Einflusse mich zu brüsten, denn Sie wissen ohne Zweifel, daß der König krank ist?"

„Ach, ich verstehe: Sie wollen mir einen Friedensschluß antragen."

„So ist es."

„Marquise, ich habe im Laufe des Krieges viel gelitten."

„Ich weiß es, und ich fühle, daß die Schadloshaltung den Ihnen zugefügten Nachtheilen angemessen sein muß. Beeilen Sie aber den Abschluß, denn morgen vielleicht besitze ich nicht mehr die Schlüssel zu den Subsidien."

„Marquise, Sie sehen mich bereit. Schließe ich aber den Vertrag ab, so geschieht es nicht als ein Feind, der noch die Waffen in der Hand hält. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie in dieser Beziehung im Irrthum sind. Aber Sie sind mir Schadloshaltung schuldig, und ich nehme sie an. Sehen Sie die Sachen aus diesem Gesichtspunkte an, wenn ich Ihnen rathen soll, und Ihr Ruf wird dadurch mehr gewinnen, als der meinige."

„Ich glaube, mein lieber Bernis, daß Sie Recht haben; aber es ist mir von Wichtigkeit, daß

Sie die Schadloshaltung annehmen, die ich Ihnen biete, und keine andere.“

„Nun lassen Sie hören, Marquise.“

„Das Erzbisthum Alby, welches 300,000 Livres jährlich trägt.“

„Vortrefflich!“

„Aber ohne Residenz. Sie wohnen in Rom mit dem Titel eines Beschützers der Kirche von Frankreich. — Das trägt Ew. Eminenz wieder 100,000 Livres jährlich ein.“

„Angenommen, Frau Marquise.“

„Und Sie reisen? —“

„Sobald meine Patente ausgefertigt sind.“

„Hier sind sie,“ erwiderte die Favorite, indem sie aus der Tasche einige Papiere zog, denen das Staatssiegel beigedrückt war.

„Ich will Alles zur Abreise vorbereiten! — Jetzt aber hören Sie mich an, Frau Marquise, denn ich kann nicht ganz vergessen, daß wir zärtlich mit einander verbunden waren. — Beobachten Sie den Erzbischof Christoph von Beaumont.“

„Morgen soll er exilirt sein.“

„Noch mehr geben Sie auf den Pater Griffé, den Beichtvater des Königs, Acht.“

„Herr von Charante, der die Pfründenliste hat, soll ihm noch diesen Abend eine Abtei geben.“

„Lassen Sie dem Dauphin die einflußreichen Jesuiten nicht empfangen.“

„Se. königl. Hoheit soll den Befehl erhalten, Frankreich zu bereisen.“

„Ganz gut; jetzt bin ich quitt gegen Sie. — Nun habe ich Ihnen aber noch Eins zu sagen.“

„Sprechen Sie, Bernis; wir sind ganz mit einander ausgesöhnt.“

„Bisher, theure Marquise, habe ich nur von der Liebe mein Glück empfangen, Sie können unmöglich verlangen, daß ich auf andere Weise Erzbischof von Alby werden soll. — Auf diesen Tisch lege ich das Patent, und werde es nur aus den Händen Antoinettens empfangen.“

„So weit sollte die Aussöhnung nicht gehen.“

„Ei, kleinlicher Scrupel wegen werden Sie doch nicht den Gang eines Geschickes hemmen wollen?“

Die Marquise antwortete nicht, senkte die Augen und erröthete; die verborgene Thür, welche

der Leser schon kennt, öffnete sich, und Frau von Pompadour kehrte erst spät nach Versailles zurück.

Acht Tage darauf reiste der Cardinal von Bernis mit dem Titel als Beschützer der Kirche Frankreichs nach der Hauptstadt der christlichen Welt ab.

Unsere heilige Kirche wurde auf reine Weise beschützt!!!

Ende.

Gedruckt bei Sturm und Koppe in Leipzig.

Ferner sind noch erschienen:

Nacht- und Tageblätter aus dem Portefeuille Louis XVIII. Eine Reihe pikanter Umblicke am französischen Hofe, vor und nach der Revolution. Aus dem Französischen. 2 Bände. 2 Thlr.

Priesterlist über Alles, oder die Republikaner, Macchiavell und des Pabstes Sohn. 2 Bände. 2 Thlr.

Wie die Clerisey das Cölibat beobachtet: oder Liebschaften der katholischen Priester in Frankreich. 1 Thlr.

Louis XVII. lebt!!! Memoiren Carl Louis, Herzogs der Normandie, legitimen Königs von Frankreich. Von seinem Eintritt in den Tempel 1792 bis auf die neueste Zeit. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Verbrechen der Päbste seit dem heiligen Petrus bis auf Pius VI. 1 Thlr. 12 Gr.

Chronique scandaleuse des Päbstlichen Stuhles. Oder Gallerie gottloser Statthalter Christi auf Erden. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Seufzer aus Oesterreich und seinen Provinzen. 1 Thlr.

Geschichte des Priesterbetrugs aller Länder und Zeiten. 1 Thlr.